



Leseprobe

George A. Romero, Daniel Kraus

The Living Dead - Sie kehren zurück
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 912

Erscheinungstermin: 09. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Es beginnt mit einem Toten, der sich plötzlich von der Bahre erhebt und zwei Pathologen angreift. Schnell breitet sich das Phänomen über das ganze Land aus: In einer Wohnwagensiedlung im Mittleren Westen müssen eine junge Schwarze und ein muslimischer Einwanderer gegen ihre toten Freunde kämpfen, die aus ihren Gräbern hervorgekrochen sind. Auf einem Flugzeugträger der US Navy verstecken sich die überlebenden Seeleute vor ihren untoten Kameraden. Ein einsamer Nachrichtensprecher sendet weiter, bis seine wiederauferstandenen Kollegen kommen, um ihn zu zerfleischen. In Washington, D.C., dokumentiert eine autistische Bundesbeamtin die Ausbrüche für eine Nachwelt, die es vielleicht nie geben wird. Im ganzen Land kämpfen die Lebenden gegen die Toten.

Wir dachten, wir wüssten, wie diese Geschichte endet.

Wir haben uns geirrt.



Autor

George A. Romero, Daniel Kraus

George A. Romero (1940-2017) gilt als einer der einflussreichsten Vertreter des modernen Horrorfilms. Viele seiner Filme, vor allem aber sein Zombiefilm-Zyklus um „Night of the Living Dead – Die Nacht der lebenden Toten“ (1968) und „Dawn of the Dead“ (1978), denen vier Fortsetzungen folgten, haben Kultstatus erreicht. Er stammte aus New York City und begann bereits während seiner Schulzeit mit dem Drehen von Filmen. Nach seinem Abschluss

**GEORGE A. ROMERO
DANIEL KRAUS**

**THE
LIVING
DEAD**

SIE KEHREN ZURÜCK

Aus dem Englischen von
Julian Haefs

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Ach, nun hat der Geier die Taube gefressen, der Wolf das Lamm gerissen, der Löwe den scharfhörnigen Büffel verschlungen, der Mann den Löwen mit dem Pfeil erlegt, mit Schwert und mit Schießpulver; der Horla aber wird aus dem Mann machen, was der Mann aus dem Pferd und dem Rind gemacht hat: sein Eigen, seinen Diener und seine Nahrung, durch die schiere Kraft seines Willens. Wehe uns!

– Guy de Maupassant, *Der Horla*

Und stirbt auch die Nacht / Möge der Tag fort dauern!

– Hoffmanns Erzählungen

**JOHN
DOE**

EWSD-Statistikerin namens Etta Hoffmann auf der Suche nach Unregelmäßigkeiten in den jüngeren Datensätzen darüber stolperte.

Hoffmann druckte den ganzen Eintrag aus. Vielleicht hatte sie eine dunkle Vorahnung bezüglich der Verlässlichkeit der Systeme, von denen die Menschheit inzwischen abhängig war.

Unabhängig von Ausgangsprogramm, Schriftart und -größe des ursprünglichen Eintrags wurden alle eingehenden Daten vom EWSD-System in ein eigenes Standardformat umgewandelt. John Does Eintrag wurde vom Drucker in einer Schriftart namens »Vereinfachte Arabesque« ausgespuckt. Jahre nach dem Start des EWSD hatte es im Senat eine hitzige Debatte zur Frage gegeben, ob es für eine Bundesbehörde angemessen sei, eine so »arabisch« klingende Schriftart zu benutzen. Die demokratische Mehrheit bezwang die republikanische Minderheit, die sich für »Franklin Gothic« eingesetzt hatte. Nach diesem großen Sieg gab man sich bei den Demokraten ausgiebig befriedigtem Zuzwinkern und jovialem Rückenklaffen hin.

Niemand, der die Wochen nach John Doe überlebte, erinnerte sich noch an diese kleinliche Schlammschlacht. Sie war nur eine von Abermillionen Streitereien gewesen, die das Land seit Generationen entzweiten. In den dunklen Tagen, die folgen sollten, gab es immerhin einige wenige Kongressabgeordnete, die sich fragten, ob sie nicht, hätten sie nur genauer hingehört, vielleicht rechtzeitig bemerkt hätten, dass die Sehnen der USA wie gespannte Klaviersaiten gerissen waren, und eventuell in der Lage gewesen wären, die Wunden zu heilen, bevor das ganze Gemeinwesen auseinandergerissen wurde.

In den drei Tagen nach John Does Tod gingen Tausende Datensätze ein, die Ähnlichkeiten mit dem Fall Nummer 129-46-9875 aufwiesen. Etta Hoffmann entdeckte John Does Eintrag, als sie versuchte, den Ausgangspunkt des Phänomens zu finden. Da die ursprünglichen Programmierer diese Funktion nicht für notwendig gehalten hatten, war das EWSD nicht nach Datum und Uhrzeit sortiert. Hoffmann und ihre Kollegen mussten das System

manuell durchsuchen, und erst später, als sie ihre Funde, die sie in einem Ordner namens »Ursprung« gesammelt hatten, miteinander verglichen, legte der Zeitstempel in John Does Eintrag nahe, dass dieser Fall der erste seiner Art gewesen war. Bis zum Ende war sie sich dessen nicht hundertprozentig sicher, aber selbst Hoffmann musste irgendwann die Suche einstellen.

Es gab andere, dringendere Aufgaben.

Am Ende der dritten Nacht nach John Does Tod saßen in der Washingtoner EWSD-Zentrale nur noch zwei Männer und zwei Frauen, die klickten, sich Notizen machten und sortierten. Das Quartett hatte mehrere Schreibtische in der Mitte des Raums zusammengeschieben und arbeitete in überlappenden, nicht genau abgestimmten Schichten; und niemand von ihnen so unermüdlich und mit solch beneidenswerter Gemütsruhe wie Etta Hoffmann.

Hoffmann war schon immer die Exzentrikerin beim EWSD gewesen. Alle anderen Statistiker, die sich gezwungen sahen, mit ihr zusammenzuarbeiten, gingen davon aus, dass ihr Privatleben ganz wie ihr Arbeitsalltag hauptsächlich aus bleischweren Interaktionen und leeren Blicken bestand.

Anders als Hoffmann hatten die drei übrigen Verweilenden nachvollziehbare Gründe, um zu bleiben. John Campbells Leben war in den letzten Jahren sehr traumatisch verlaufen – ein Kindstod und eine seinerseits ungewollte Scheidung –, und er hatte schlicht niemanden, zu dem er sich hätte flüchten können. Terry McAllister hatte sich einst entschlossen, für die Regierung zu arbeiten, um ganz persönlich die Welt zu retten; er würde die Stellung halten. Elizabeth O'Toole hatte gelernt, ihren Ehemann vor allem in stressreichen Zeiten zu fürchten, und hoffte, durch diese Ereignisse womöglich von ihm loszukommen.

Außerdem waren Terry McAllister und Elizabeth O'Toole ineinander verliebt. Das hatte Etta Hoffmann schon einige Zeit vor Beginn dieser Krise bemerkt. Verstehen konnte sie es nicht. Beide waren mit anderen Leuten verheiratet. Das immerhin war eine Sache, die Hoffmann verstand. Beim Heiraten ging es um recht-

lich verbindliche Dokumente, um Besitzteilung und gemeinsame Steuerklärungen. Liebe und Lust aber waren für Hoffmann immer schon unlogische Rätsel gewesen. Sie machten die Betroffenen unberechenbar. Daher war sie den beiden gegenüber misstrauisch und gab ihnen so viel Freiraum wie möglich.

Und warum blieb Etta Hoffmann? Die anderen konnten nur Vermutungen anstellen. Manch einer beim EWSD hielt sie aufgrund ihrer fehlenden Emotionen für dumm. Jene, denen bewusst war, welch gewaltiges Arbeitspensum sie erledigte, hielten sie für eine Autistin. Andere hielten sie schlicht für eine blöde Kuh, obwohl selbst diese geschlechtliche Zuordnung zweifelhaft schien. Abgesehen von ihrem Vornamen und der Toilettenwahl gab es kaum Belege dafür, wie sie sich selbst verortete. Ihre Gesichtszüge und Körperform ließen keinen eindeutigen Schluss zu, ebenso wenig ihre schlabbrige Unisex-Garderobe. Der Tratsch im Büro sortierte sie also irgendwo zwischen trans, intersex und nichtbinär ein.

Ein Zeitarbeiter hatte sie unter Einfluss seines Literaturstudiums einmal schlicht als »die Poetin« bezeichnet, weil sie ihn an Emily Dickinson erinnerte, da sie so blass und ernst in die Tiefen ihres Computermonitors starrte wie Dickinson aus ihrem abgeschiedenen Schlafzimmer in die Welt. Vielleicht fand Hoffmann in der Monotonie des Alltags dieselben weltbewegenden Nebensächlichkeiten wie Dickinson.

Dieser Spitzname erklärte Hoffmanns Distanziertheit und Reserviertheit. So etwas war schließlich das Privileg der Poetin! Wer wollte auch den Geist der Poetin begreifen? Es war ein Spaß für das ganze Büro. So wurde der androgynen Mitarbeiterin in Jogginghose ein dramatisch romantischer Unterbau angedichtet, während sie freudlos Daten in die Tastatur hämmerte, Wasser auf Zimmertemperatur trank und uninspirierte Sandwiches verzehrte, die in der wohl nichtssagendsten Küche von ganz D.C. zusammengeschustert worden waren.

In den drei Tagen nach John Doe bewies die Poetin, dass sie die Beste von ihnen war. Ihre Miene blieb unbewegt, während andere zusammenbrachen, ihr Blick scharf und ihre Finger flink, als ande-

ren schon die Lider zufielen und die Hände vor Erschöpfung zitterten. Hoffmann, die uninspirierendste Person, die man sich nur vorstellen konnte, inspirierte die übrigen drei Verbliebenen. Sie spritzten sich kaltes Wasser in die Gesichter und klatschten sich auf die Wangen. Von billigem Kaffee und Adrenalin angetrieben, verzeichneten sie die Ereignisse, auf dass zukünftige Generationen Beweise für die großartige, komplizierte, mangelhafte-aberdoch-manchmal-wunderbare Welt finden würden, die vor dem Untergang bestanden hatte.

Achtundvierzig Stunden später, fünf Tage nach Eingang von John Does Dokument Nummer 129-46-9875, waren sich John Campbell, Terry McAllister und Elizabeth O'Toole einig, dass sie alles Menschenmögliche getan hatten. Obwohl die EWSD-Zentrale dank des Notaggregats weiterhin mit Strom versorgt wurde, befand sich das Netzwerk selbst bereits im Zusammenbruch. Die wenigen Berichte, die noch eingingen, waren kaum mehr als unerfüllbare Hilfeschreie. John Campbell schaltete seinen Rechner aus – der schwarze Bildschirm erinnerte ihn an das tote Kind und die verlorene Frau –, fuhr nach Hause und tötete sich durch einen Kopfschuss. Elizabeth O'Toole fing an, wie besessen Liegestütze und Sit-ups zu machen, um sich auf eine ungewisse Zukunft vorzubereiten. Terry McAllister, dessen heldenhafte Träume verblasst waren, nahm einen letzten Eintrag in seinem Arbeitsprotokoll vor, der von den üblichen Fakten und Zahlen abwich und, sollte ihn jemals jemand lesen, eine gewisse Prise Galgenhumor verströmen würde: »Fröhliches Halloween.«

Es blieben noch drei Tage bis zu diesem gruseligen Festtag, drei Wochen bis Thanksgiving, zwei Monate bis Weihnachten. Millionen Süßigkeiten würden, statt an umherziehende Kinder verteilt zu werden, die Notrationen für jene darstellen, die sich nicht mehr aus dem Haus trauten. Wer bereits einen Truthahn zum Erntedankfest organisiert hatte, würde ihn sorgfältig hüten, statt seine Liebsten einzuladen, um ihn mit ihnen zu teilen. Tausende Flugtickets, gekauft, um die Verwandten über Weihnachten zu besuchen, würden in Posteingängen versauern.

Anders als John Campbell ließen Terry McAllister und Elizabeth O'Toole ihre Computer eingeschaltet; das überhitzte Surren klang für sie wie Atmen, wenngleich es an das angestrengte Keuchen von Beatmungsgeräten in Hospizbetten erinnerte. Ehe sie sich zu Terry McAllisters Wohnung in Georgetown aufmachten, fragte Elizabeth O'Toole Etta Hoffmann, ob sie mit ihnen kommen wolle. Terry McAllister hatte Elizabeth O'Toole zwar gesagt, sie könne sich die Mühe sparen, aber Elizabeth O'Toole wollte ihre Kollegin nicht im Stich lassen. Terry McAllister behielt recht. Hoffmann starrte ihre Kollegin an, als spräche sie vietnamesisch. Auch bei dieser letzten Interaktion zeigte die Poetin nicht mehr Gefühle, als wenn man ihr bei einer Geburtstagsfeier im Büro ein Stück Kuchen reichte.

Während sich Terry McAllister und Elizabeth O'Toole zum Aufbruch fertig machten, hörten sie das stumpfe *Klack, klack, klack* von Hoffmanns roboterhaftem Tippen. Elizabeth O'Toole fühlte sich durch Hoffmanns leblose, verbissene Arbeitsmoral an die massenhaft eingetroffenen Berichte über leblose, verbissene Angreifer erinnert. Vielleicht hatte Hoffmann bereits so viel mit Denen gemeinsam, dass sie die perfekte Wahl war, um die Bedrohung zu verstehen, zu verarbeiten und zu bekämpfen. Bereits in diesen frühen Tagen hatte sich *Die* und *Deren* als Bezeichnung etabliert.

Am siebten Tag saß Elizabeth O'Toole in Terry McAllisters Wohnung und schrieb auf ihrem Handy, das sich tapfer an einen letzten Signalbalken klammerte, ihrem Cousin, einem Priester in Indianapolis, eine Nachricht. Sie wollte ihre Sünden beichten. Sie fügte hinzu, dass sie zusammen mit ihrem Liebhaber, der nicht ihr Ehemann sei, versuchen wolle, Washington zu verlassen. Da sie nur wenig Lebenszeit und Akkuladung zu entbehren hatte, wimmelte der Text von Rechtschreibfehlern. Als ihr Telefon den Geist aufgab, schaute sie gerade nicht hin, würde also nie erfahren, ob die Beichte abgeschickt worden war oder nur als eine weitere der unzähligen Stimmen in den Chor des ungehörten Winselns am Ende der Welt einging. Als sie und Terry McAllister mit

dem schlichten Plan, seiner Eingebung zu folgen und sich »irgendwie Richtung Norden« durchzuschlagen, aus der blutverschmierten Lobby des Mietshauses auf den von Schießpulver rußbefleckten Bürgersteig traten, sah Elizabeth O'Toole die Worte ihrer letzten Nachricht überall – wie Aasvögel, die den Novemberhimmel durchlöcherten.

Wir sehn uns wahrscheinlich nie mer wider, also sprich mich bite frei, wenn du kanst, da, wo du jeztbisst, wen dass legal ist. Ich hab vesucht, ein Bussgebet zu sprechen, aber ich kan mich nicht mer an die Worte erinnern, und is dass nicht das erschreckenste von Allem, das ich schonn kaum noch etwas weiss von diser Welt, als ob das Ales nie passsirt ist? Als ob unsr ganzzes Leben nur ein Traum war?

Wenn er allein war, saß Luis gerne in Nähe der Küche. Er genoss es, zum beruhigenden Zischen der Küchengeräusche zu scrollen, zu liken, zu kommentieren und zu posten. Wann immer er eine knappe Bemerkung auf Spanisch machte, schien das muttersprachlich spanische Personal zu neuen Menschen zu werden. Die Kellnerin entspannte Nacken und Hüften, die Köche strahlten ihn aus der Küche an, sodass er dachte *Aha, jetzt krieg ich das gute Zeug*. Das alles wärmte sein Herz ebenso wie die irdene Schüssel voll galizischer Gemüsesuppe. Sprache brachte Menschen zusammen. Er fragte sich, ob sein geliebtes Handy am Ende gar kontraproduktiv sein könnte.

Aus all diesen Gründen saß Luis zu weit von der Frontscheibe entfernt, um von der Glasexplosion verletzt zu werden. Trotzdem schlug er die Hände vors Gesicht und ließ sich vom Stuhl fallen. Seine Instinkte hatten ganze Arbeit geleistet – zeitgleich mit dem dröhnenden Splittern ertönte das inbrünstige Bellen eines Schusses.

Es war gerade 17:54 Uhr, noch früh für Fabi's an einem Donnerstag, und die wenigen anderen Gäste wurden von den hohen Rücklehnen der Sitzecken abgeschirmt. Niemand wurde verletzt. Das wusste Luis sofort. Er lebte aber lange genug in San Diego und hatte schon mehr als genug Projektilen aus Körpern geholt, um zu wissen, dass ein Schuss nur selten allein kam.

Er hockte unter seinem Tisch, starrte die Zuckertütchen an, die das wackeligste Bein stützten, und hörte eine ganze Salve an Schüssen, gefolgt vom Schrei eines Mannes. Eine kurze Pause, dann antwortete das knallfroschartige Feuer der Polizisten draußen – es waren zu viele Schüsse, um noch mitzuzählen. Er hörte ein feuchtes Knirschen – den verchromten Knall eines Autos, das ein anderes rammte. Dann nichts mehr.

Luis blieb bei seinen Zuckertütchen. Er wusste nicht, wie lange. Zeit fließt anders, wenn man in Lebensgefahr schwebt; die Sekunden waren wie kleine Messerschnitte in seinem Fleisch.

Irgendwann sprang er auf und rannte zur Tür. Die Glassplitter knirschten unter seinen Sohlen, als er in den kühlvioletten kali-

fornischen Sonnenuntergang hinaustrat. Er schloss sein Auto auf und zog den Verbandskasten hervor. Er hatte einen Mann schreien gehört, vielleicht war er noch am Leben. Luis rannte an einer Reihe parkender Autos vorbei, bis er den Mission Bay Drive erreichte und die altbekannte Szenerie nach einem Schusswechsel vor sich sah. Verbranntes Plastik auf Asphalt, im Schein der Polizeileichter rot und blau wabernde Abgase, ein plötzlicher Verkehrskollaps unter den von all der Gewalt völlig unbeeindruckten Ampeln.

Vielleicht lag es an seinem telefonfreien Essen, dass Luis sofort das völlige Ausbleiben einer Reaktion seitens der Passanten auffiel. Erst vor wenigen Minuten waren hier Schüsse gefallen. Mindestens ein Auto war getroffen worden. Trotzdem hingen die meisten Leute an ihren Geräten. Offenbar bevorzugten sie die Informationssalven, die sie mit ihren Daumen bändigen konnten. Manche machten Schnappschüsse von den übertrieben vielen Streifenwagen, einige nutzten sie gar als Hintergrund für Selfies. Sie würden all diese Bilder sofort hochladen, wie auch Luis schon so viele hochgeladen hatte – Lebenszeichen in unertitelten Kästchen.

Er trat auf die Straße und sah das Fahrzeug des mutmaßlichen Täters, einen alten Kastenwagen mit mexikanischem Nummernschild, der sich mit dem vorderen Kotflügel in einen Kombi gebohrt hatte. Die Beifahrertür des Kastenwagens stand sperrangelweit offen, ein Mann saß zusammengesunken auf der Sitzkante. Luis sah sofort, dass er tot war. Der Schaft einer rostigen Uzi klebte an der blutgeschwärzten Brust, aber der Leichnam klammerte sich an das Magazin, als wollte er die Verhaltensmuster noch nicht loslassen, die ihn als Lebenden umgetrieben hatten.

Die Passanten hatten ihre Apparate, der Schütze seine Uzi. Luis fragte sich, warum heute Abend beide Geräte so ähnlich aussahen.

Im Führerhaus des Kastenwagens bewegte sich etwas, aber die Streifenpolizisten hatten den Kleinlastwagen umstellt. Überall lugten Pistolenläufe hinter den SDPD-Wagen hervor. Luis wandte sich ab und hielt nach Leuten Ausschau, die nicht auf ihr Handy starrten. Die Sirenen der Krankenwagen waren schon näher ge-

kommen, als er endlich jemanden entdeckte. Luis trabte in den Schatten der Straßenüberführung, wo ein Mann im nassdreckigen Glitzern zwischen Snacktüten und zerbrochenen Flaschen lag.

Der Mann war Mitte sechzig. Der säuerliche Geruch seiner feuchten Klamotten ließ vermuten, dass er obdachlos war, auch wenn Luis den Eindruck hatte, er lebe noch nicht allzu lange auf der Straße. Schultern und Nacken hatten noch Muskeln, die langjährig Bedürftige nur selten vorweisen konnten. Die Lippen unter dem Stoppelbart verbargen eindeutig ein vollzähliges Gebiss. Selbst die verwilderten Haare erinnerten noch ungefähr an eine Frisur. Noch eindeutiger war allerdings die beschmutzte Kleidung des Mannes: Maßanzug, Lederschuhe und ein feines Hemd, das an einer Seite sogar noch einen Manschettenknopf aufwies. Dieser Mann, dachte Luis, musste einmal reich gewesen sein. Er hatte alles gehabt, was Amerika zu bieten hatte.

Luis fühlte nichts von der Ruhe, die sonst mit seiner Laborarbeit einherging, als er den Verbandskasten abstellte, das Handgelenk des Mannes ergriff und vorsichtig die Glieder bewegte, um sich ein Bild von der Lage zu machen. Er sah vier Einschusslöcher, alle in der rechten Körperhälfte. Eins oben im Oberschenkel, eins im oberen Teil des Rumpfs, eins in der Schulter und eins im Hals. Er schob den Kragen beiseite und drückte seine Finger in das glitschige Blut, um nach einem Puls zu suchen. Die Temperatur der Haut verriet ihm bereits, dass es zu spät sein könnte. Er schaute auf die Uhr. 18:07 Uhr. Der Körpertemperatur nach musste der Mann vor wenigen Minuten gestorben sein. Müsste er jetzt die üblichen Dokumente ausfüllen, würde er die geschätzte Sterbezeit mit 18:05 Uhr angeben.

Fuck – nun bedauerte er die wenigen Minuten, die er unter seinem Tisch gekauert hatte.

Hinter ihm tauchte ein Kriminalbeamter auf, der sich schroff als Detective Walker vorstellte. Er hatte das glatte sandfarbene Haar eines Märchenprinzen und schien genauso wenig hier sein zu wollen wie die Passanten und Autofahrer ringsum. Er bellte einen Untergebenen an, alles mit Absperrband zu sichern, erfragte

Luis' Namen und Fachkompetenz, riss ein Formular von seinem Klemmbrett ab und hielt es ihm hin.

»Erklären Sie ihn für tot«, sagte Walker. »Er gehört zu meinem Tatort.«

Luis starrte das weiße Papier an und spürte kalte Wut im Bauch. In ein paar Stunden würde dieser Tote nur noch eine einzelige Nachricht sein, an der die Leute ohne einen Hauch von Emotion vorbeisrollten.

Er hob seine blutigen Hände. »Noch nicht.«

Detective Walker streckte den Arm aus. »Sehen Sie das da drüben? Ich hab drei Krankenwagen, die versuchen, sich einen Weg durch dieses Chaos zu bahnen. Bis die hier sind, ist der Kerl eiskalt. Wenn Sie ihn jetzt ins Krankenhaus verfrachten lassen, kostet mich das eine ganze Nacht. Und dann kriege ich Kopfschmerzen, Amigo. Lassen Sie ihn hier liegen, da kann er sich wenigstens noch ein bisschen nützlich machen, ja?«

»Das sind nicht notwendigerweise tödliche Treffer«, sagte Luis. »Wenn wir ihn rechtzeitig ins Krankenhaus bringen, können wir ihn vielleicht noch wiederbeleben ...«

»Verstehen Sie Englisch? Hier staut sich alles, hab ich gesagt. Jedes Auto, das Sie da sehen, ist voller Leute, die nach Hause wollen, um sich vor den Fernseher zu hängen. Also helfen Sie mir. Das ist doch auch in Ihrem Interesse, oder? Es war schließlich einer von euch, der ihn umgelegt hat.«

Luis drehte sich um. Seine Sohlen machten ein matschiges Geräusch in der Blutlache.

»Einer von uns?«

Detective Walker schien es mit seinen Vorurteilen genauso unverblümt zu halten wie mit seiner Arbeitsweise.

»Da können Sie einen drauf lassen, Amigo. Gangmitglieder aus Mexicali waren das. Wir verlassen uns darauf, dass Sie das später noch beweisen. Also wischen Sie sich die Kirschmarmelade ab und füllen Sie das verfuckte Formular aus.«

Der Knoten in Luis' Magen verhärtete sich. »Was soll das heißen, Sie verlassen sich auf mich?«

Der Kriminalbeamte baute sich über ihm auf. Seine Gesichtszüge waren grob, wie mit dem Daumen aus Teig geformt. Der gestärkte Kragen schnitt so tief in den Nackenspeck, dass er ihn fast zu enthaupten drohte. In den Mundwinkeln bildeten sich Speichelbläschen.

»Wenn wir diesen schmierigen Gangstern eine Mordanklage anhängen können, ist der Fall so gut wie erledigt.«

»Wollen Sie damit sagen, Sie *wollen*, dass der Mann hier stirbt? Weil es Ihrem Fall helfen würde?«

Detective Walker zuckte mit den Schultern. »Das hab ich nicht gesagt. Ich hab gar nichts gesagt. Kein Wort hab ich gesagt über irgendeinen wertlosen verfuckten Penner, den kein Schwein vermisst.«

Allein mit seinem Verbandskasten würde Luis diesen Mann nicht retten können, der, von Schüssen durchsiebt, dalag. Zum Verstümmeln dieses beschissenen Polizisten würde sich der Inhalt aber ganz gut eignen, dachte er. Der Druckverband könnte als schönes Schleifchen seinen fetten Hals verschönern. Die Verbandsschere wäre ein stylisches Accessoire in seiner Halsschlagader. Luis rang seinen Zorn nieder. Er hatte sich im Lauf seiner Karriere schon vieles gefallen lassen müssen. Er schaute nach links in die Frontscheinwerfer des nächsten Krankenwagens.

Jefferson Talbot, der Oberste Gerichtsmediziner von San Diego und Luis' Chef, war gerade auf einer Konferenz in Las Vegas. Ihm konnte er den Schwarzen Peter nicht zuschieben. Luis hatte den Fall wohl oder übel am Hals. Wenn er nicht alles richtig machte, drohten ihm von JT schlimmere Konsequenzen als von Detective Walker. Er stand auf und winkte mit dem Verbandskasten nach dem Krankenwagen, der noch einen Block entfernt war, in der Hoffnung, einer der Rettungssanitäter würde ihn sehen und herbeigelaufen kommen. Dann wandte er sich wieder Walker zu. Er gab sich keine Mühe, weder Abscheu noch Hoffnung zu verbergen.

»Ich glaube, dieser Mann kann noch gerettet werden, wenn wir jetzt den Arsch hochkriegen. Ich mache das auch ohne Sie. Aber es wäre leichter, wenn Sie mir helfen. Na los. Nehmen Sie seine

Beine. Bringen wir ihn rüber zum Krankenwagen. Sie und ich. Jetzt sofort. Also?»

Die ganze Menschheit war eine formlos graue Masse, diese schwer erträgliche Lektion hatte Luis im Zuge seiner Arbeit gelernt. Angeberische Arschgeigen retteten mit Erster Hilfe anderer Leute Leben, verachtenswerte Politiker zogen Kinder aus Autowracks, wegen Kinderpornografie vorbestrafte Ex-Knackis holten Menschen aus brennenden Häusern. Detective Walker war so einer – und tief im Innern nicht anders als Luis Acocella. Der Polizist stieß einen Schwall hässlicher Schimpfwörter aus, warf sein Klemmbrett beiseite und packte die dreckigen Fußgelenke des Obdachlosen. Gemeinsam eilten sie mit dem toten oder zumindest schwer verletzten Mann den Bürgersteig entlang, bis sie von zwei Rettungssanitätern abgefangen wurden, die gerade das Fahrgestell ihrer Bahre ausklappten.

Luis blieb danach nicht mehr lange. Weitere Krankenwagen trafen ein. Seine Arbeit hier war erledigt. Was nicht hieß, dass ihm nicht noch ein langer Abend bevorstand. Falls die Weißkittel im St. Mike's den Mann für tot erklärten, was wahrscheinlich der Fall sein würde, wartete in dieser Nacht noch eine forensische Untersuchung auf ihn. Aber er wollte verdammt sein, wenn ihn das von seinem geplanten Wochenendtrip zu seiner Familie in La Paz abhielt. Er würde die Autopsie also auf jeden Fall noch diese Nacht vornehmen. Er zückte sein Telefon und schickte Rosa eine Nachricht. Danach blieb ihm nichts anderes übrig, als zur Rechtsmedizin zu fahren und auf den Anruf zu warten. Falls Charlene Zeit hatte, würde er die Autopsie mit ihr durchführen, zur Not aber auch allein. Nur ein weiterer Körper zum Zerhacken, sagte er sich. Nur eine weitere Meldung ans EWSD. Nur ein weiterer John Doe.

zur Verfügung stellten. Genau da hätte er den Schlusstrich ziehen, die Plakette von der Wand reißen und in den Mülleimer stopfen sollen. Denn die Toten gaben ihre Körper ja nicht freiwillig her, oder? Man *nahm* sie sich. Luis kam nicht umhin, an andere Amerikaner zu denken, die man sich ebenfalls als »Hilfe« genommen hatte – Frauen als Gattinnen und Besitz, Afrikaner als Sklaven, Invalide und Behinderte als medizinisches Experimentiermaterial.

Die Vorstellung, dass der Tod sich »freute«, kam ihm da schon plausibler vor. Sie verlieh einem Gedanken Ausdruck, den Luis stets für sich behalten hatte. Wann immer er einer Leiche den Brustkorb öffnete, schienen die lebhaften Farben und Texturen im Innern geradezu *begeistert* zu sein, sich endlich zeigen zu dürfen. Das Konfetti der Sehnen, die von einer Knochensäge durchtrennt werden; die blendende Helligkeit frischen Blutes; das nasse Zwinkern des Hirns; die blühenden Chrysanthemen der Milchdrüsen; die verknoteten Ballontierchen der Herzkranzgefäße; das Designer-Ledertäschchen des Magens; das überraschende Gold der Bauchspeicheldrüse. Auf rationaler Ebene wusste er wohl, dass es sich bei alledem nicht um eine Party handelte, sondern um die ersten Anzeichen blühender Verderbnis.

Die letzten drei Worte der Plakette machten ihn am wütendsten. Es war eine durchaus bemerkenswerte Formulierung. Nicht »den Lebenden« – da lag die Messlatte sehr niedrig, selbst er als lethargischer Mittagspausen-Bildschirmscroller würde sich dazu zählen –, sondern »dem Leben«. Das war eine viel breitere Formulierung, die für ihn nach einer *Bejahung* der Existenz selbst klang. Luis fragte sich, ob er sich in seinem zu dunklen Leichenschauhaus im zu hellen San Diego überhaupt als Teil dieses »Lebens« sehen konnte. Die Plakette schien eine Art Gleichwertigkeit zwischen den Toten und den Lebenden zu suggerieren, eine wechselseitige Beziehung, die unter den richtigen Bedingungen fast zu Transzendenz führen konnte.

Luis war froh, als das Festnetztelefon auf seinem Schreibtisch klingelte. Die ständige Grübelelei führte nirgendwohin. Er schloss

seinen News-Feed (falls man dieses Potpourri aus Tier-GIFs, Twitter-Gemeinheiten, falscher Bescheidenheit beim Angeben über feines Abendessen und gesponserter Werbung wirklich als »Nachrichten« bezeichnen wollte), schaute auf die Uhr und nahm um exakt 20:22 Uhr den Hörer ans Ohr.

Es war gekommen wie erwartet. War man einmal mit dem Tod vertraut, hielt er nur noch wenige Überraschungen bereit. Das Erzengel-Sankt-Michael-Krankenhaus hatte John Doe um 19:18 Uhr für tot erklärt und den mutmaßlichen Sterbezeitpunkt mit 18:10 Uhr angegeben. Abgegeben hatte diese Erklärung, wie Luis nach ein paar Rückfragen erfuhr, ein Praktikant. Ein verdammter Praktikant. Erst trieb Detective Walker wie ein ungehobelter Türsteher John Doe in Richtung Grab, und dann überließ das Krankenhaus auch noch einem pickligen Idioten, der wohl dringend seinen Lebenslauf aufpolieren wollte, die endgültige Entscheidung. Wäre John Doe kein Obdachloser gewesen, wäre die Sache sicher anders gelaufen.

Immerhin würde Luis Acocella eine zweite Gelegenheit bekommen, John Doe mit Anstand zu behandeln. Seine Leiche war bereits unterwegs zu ihrem traurigen Wiedersehen. Luis begann sich tatsächlich darauf zu freuen. Er würde John Doe notfalls von Kopf bis Fuß auseinandernehmen, wenn er dadurch einen Hinweis entdeckte, dass die Schusswunden nicht tödlich gewesen waren und sein Ableben somit – zumindest teilweise – Detective Walkers Schuld war. Falls er damit Walkers Karriere beendete, gäbe es bei der SDPD immerhin einen Wichser weniger. Dann konnte Luis sich schon eher zum »Leben« zählen.

Er rief seine Laborassistentin Charlene Rutkowski an. Da sie ein normaler Mensch mit einem richtigen Privatleben war, ging sie nicht ran. Er schrieb ihr, dass er eine Leiche mit Schusswunden hatte, dass er die Autopsie noch diese Nacht vornehmen musste und sie absolut das Recht hatte, diese Nachricht zu ignorieren. Kurz zögerte er, dann fügte er einen letzten Satz hinzu. Er kannte Charlie gut genug, um zu wissen, sie würde alles stehen und liegen lassen, wenn er eine persönliche Sache

daraus machte. Luis hasste es, eine solche Macht über eine Unterbene zu haben. Trotzdem wollte er den Kerl nicht alleine aufschneiden. Der Tag war schon nervenaufreibend genug gewesen. Immerhin war er beinahe erschossen worden, um Himmels willen.

St. Mike's hat ihn von einem Praktikanten für tot erklären lassen. VON EINEM VERDAMMTEN PRAKTIKANTEN.

Die Antwort kam fast sofort.

Wichser. Bin in 30 min da.

Die warme Freude in seiner Brust ertrank umgehend in heißer Scham. Charlie kannte seine Stimmungsschwankungen besser als seine eigene Ehefrau, und obwohl er diese Intimität genoss, musste er jedes Mal, wenn er sie vertiefte, mit stechenden Schuldgefühlen ringen.

In der Nacht des 23. Oktober, der Nacht des John Doe, war Luis Acocella vierzig Jahre alt und seit sechzehn Jahren mit Rosa del Gado Acocella verheiratet. Als sie sich kennengelernt hatten, war sie erst sechzehn gewesen, gerade illegal aus El Salvador eingewandert, und er ein mexikanisch-stämmiger Sechszwanzigjähriger, seit knapp fünf Jahren US-Bürger. Obwohl sie erst vier Jahre später ein Paar geworden waren, hatte ihn der Altersunterschied immer verfolgt – vor allem, wenn er daran dachte, wie sehr er sich bereits zu ihr hingezogen gefühlt hatte, als sie noch ein Teenager gewesen war. Ihre Beziehung war lange Jahre in mehr als nur einer Hinsicht illegal gewesen.

Rosa hatte damals kurz davor gestanden, zusammen mit ihrer Mutter abgeschoben zu werden. Diese hatte all ihre Ersparnisse Kojoten – Menschenschmugglern – gegeben, damit die ihr Mädchen in die Staaten brachten. Luis konnte sich damit rühmen, wie der große John Wayne zur Rettung herbeigeritten zu sein. Das Medizinstudium war ihm durch Stipendien und Finanzspritzen

von den Eltern ermöglicht worden, und obwohl er noch einen Facharzt machen wollte, hatte er Schulden abzubezahlen. Also hatte er eine bescheidene kleine Praxis in der Nähe von Los Peñasquitos eröffnet, nachts gebüffelt und tagsüber als Hausarzt für größtenteils spanischsprachige Patienten gearbeitet. Und er hatte Rosa getroffen, sooft er konnte.

Rosa erzählte ihrer Mutter, Luis sei »muy hombre«, ein »sim-pático«, der seit Jahren sein Bestes tat, um Menschen ohne Papiere zu helfen. Mama del Gado wollte, dass Luis den Deportationsbeamten mitteilte, Rosa sei krank und könne erst abgeschoben werden, wenn es ihr wieder besser gehe. Ein lächerlicher Plan, auch wenn Luis die Frau für ihren Mumm bewunderte. Stattdessen versuchte er mit allen Mitteln, die Abschiebeanhörung so lange wie möglich zu verzögern. Irgendwann keimte der Gedanke auf, er könnte Rosa am sichersten vor der Abschiebung bewahren, indem er sie heiratete.

Sie war wunderschön. Das half schon mal. Zarte Knochen, honigfarbene Haut, dunkle Augen. Sie behauptete, ihn zu lieben, und bis auf den offensichtlichen Schutz, den er ihr bot, sah er keinen Grund, diese Aussage anzuzweifeln. Ihre Augen aber – es war ihm nie gelungen dahinterzublicken, und ein Teil seiner Scham rührte daher, dass er es irgendwann auch nicht weiter versuchte. Sie passte genau so in sein Leben, wie es eine Ehefrau tun sollte, verschaffte ihm gesellschaftliches Kapital und so weiter.

Aber auch Rosa hatte sein berufliches Dilemma nicht lösen können. Seine chirurgischen Erfahrungen hatten nicht zur erhofften beruflichen Erleuchtung geführt. Mit jeder Enttäuschung auf dem OP-Tisch war ihm weniger klar, was er sich wirklich davon versprach, Menschen zu helfen. Unter anderem deshalb freute er sich so auf den geplanten Wochenendausflug nach La Paz. Da sein Bruder Manolo mittlerweile in Bangor, Maine, wohnte und als Anwaltsgehilfe sämtliche Nächte und Wochenenden durcharbeitete, war Luis gezwungen gewesen, seinen Vater Jeronimo um Rat zu bitten. Der war zum Zeitpunkt seiner Hochzeit mit Rosa

fünfundfünfzig gewesen, hatte aber fünfzehn Jahre älter ausgesehen; sechzehn Jahre später sah er noch immer so aus. Irgendwie hatte aber sein generell schlechter gesundheitlicher Zustand manch altertümliches Vorurteil verschwinden lassen und ihn in einen unverblümt redenden Mönch mit weißem Schnäuzer verwandelt, der Antworten wie Tequila-Shots servierte. Und dabei war es ihm scheißegal, ob man mittrank oder nicht.

»Bei keiner Arbeit der Welt fühlt man sich ohnmächtiger«, hatte Luis Jahre zuvor einmal erklärt. »Wenn jemand einfach vor dir auf dem Bürgersteig umfällt, und du kannst ihn nicht retten, ist das nicht deine Schuld, Papa. Aber ich habe die nötige Ausbildung, die Ausrüstung, die Unterstützung. Ich habe mich mein ganzes Leben darauf vorbereitet. Und trotzdem sterben sie mir einfach unter den Händen weg.«

»Die sterben nicht weg«, sagte sein Vater. »Gott nimmt sie zu sich, wenn ihre Zeit gekommen ist.«

»Ein fünfjähriger Junge. Ein dreijähriges Mädchen, beide innerhalb eines Monats, Papa. Wie kann es Zeit für die gewesen sein?«

»Gottes Plan braucht Jahrhunderte, um sich zu entfalten.«

»Wir sind nur Ameisen auf einem Grashalm. Ich weiß, ich weiß.«

»Du hast deine Beziehung zu Gott begriffen. Schöpfe Frieden daraus.«

»Schon möglich, dass ich sie begreife, aber sie gefällt mir nicht. Wenn das der Gott ist, den ich kenne, will ich ihn lieber nicht kennen. Ich sollte den Leuten Leben *geben* können, Papa. Selbst wenn die Leute sterben – wenn ich meine Arbeit nur gut genug erledige, sollte ich sie zurückholen können.«

Jeronimo Acocella hatte keine Wut mehr in sich, nur noch Überzeugung. »Dafür ist Gott zuständig.«

Unterhaltungen wie diese brachten Luis unbemerkt seinem Fachgebiet näher. Parallel zu seiner Arbeit als Hausarzt belegte er Abendkurse. Mit einer gewaltigen Ausdauer, die er sich niemals zugetraut hätte, zog er ein vierjähriges Berufspraktikum durch und hatte am Ende einen Abschluss in Pathologie in der Tasche. Je mehr Zeit verging, desto mehr sah er sich – nicht zuletzt wegen

Rosa – von Latino-Unterstützern umgeben, die sich zum Ziel gesetzt hatten, ihn zum ersten Chef der Gerichtsmedizin von San Diego mit lateinamerikanischen Wurzeln zu machen.

Er bewarb sich. Der Kampfgeist, der ihn auch als Medizinstudent vorwärtsgetrieben hatte, sorgte dafür, dass er mit harten Bandagen um diese Stelle kämpfte. Als er unterlag, war es ein herber Schlag für ihn.

Sieger wurde Jefferson »JT« Talbot, der Luis' Einschätzung nach auf die Unterstützung der Schwarzen und Schwulen hatte bauen können. Luis hatte natürlich die Stimmen der Latinos auf seiner Seite gehabt. Aber sie hatten nicht gereicht. Luis fühlte sich schrecklich, weil er in Rassekategorien dachte, aber er konnte nicht anders. Amerika war von magischen Demarkationslinien durchzogen, entlang derer sich ethnische Gruppen sammelten, die Reihen schlossen und stur stehen blieben.

JT war ein großmütiger Gewinner. Luis schluckte seinen Stolz herunter und nahm die Stelle als JT's Stellvertreter an. Oberster Gerichtsmediziner war eine geachtete *Stellung*, die Respekt und Autorität mit sich brachte. Stellvertretender Oberster Gerichtsmediziner war ein *Job*. JT benötigte eine ganze Batterie feiner Anzüge, Luis dagegen einen weißen Kittel, Kunststoffhandschuhe und ein Plastikvisier, um sein Gesicht von umherspritzenden Eingeweiden abzuschirmen.

Obwohl JT sein Boss war, sah Luis sich außerstande, den Mann in irgendeiner Form als ihm *überlegen* anzusehen. Dieser Groll kroch ihm unter die Haut und setzte sich dort fest, als hätte er sich mit dem Skalpell aufgeschlitzt und ihn hineingestopft. Wen wunderte es da, dass sich auch seine Beziehung zu Rosa im Lauf der Jahre immer mehr verschlechterte, als wäre die Ehe von einem entzündeten Geschwür befallen? Die Veränderung, die ihr Körper durchmachte, wirkte auf ihn fast wie Verrat. Ihre Honighaut wurde fleckig. Sie legte an Gewicht zu, und zwar eine Menge. Diese tiefen dunklen Augen, die einstmalen Geheimnisse zu hüten schienen, konnten ihr nacktes Verlangen nach Fürsorge und Bequemlichkeit nicht länger verbergen.

Es waren die schlimmsten Jahre seines Lebens. War er wirklich so ein Arschloch, dem Äußerlichkeiten wichtiger waren als alles andere? Er diagnostizierte eine klinische Depression bei sich selbst. Statt sich in Behandlung zu begeben, trank er. Dass Rosa die Veränderungen in seinem Verhalten wortlos hinnahm, vertiefte seinen Selbsthass nur noch weiter. Sie hatte damit gerechnet. Die ganze Zeit schon, seit dem Tag, an dem sie ihre Treuegelübde ausgetauscht hatten, hatte sie damit gerechnet, dass er sich zurückziehen und sich von ihr entfremden würde so wie jeder andere Ehemann, dem sie bisher begegnet war.

Luis gestand sich nur ungerne ein, dass der Zustand seiner Ehe einer der Gründe für die Bereitwilligkeit sein könnte, sich die Nacht in seiner frostigen Schlachtereier um die Ohren zu schlagen. Er nahm die Füße vom Tisch, erhob sich und schaute einmal mehr zu der Plakette auf. **HIER IST DER ORT, AN DEM DER TOD DEM LEBEN MIT FREUDE HILFT.** Sooft er auch über die Morpheme dieses lateinischen Sprichworts nachgegrübelt hatte, hatte er sich merkwürdigerweise noch nie so richtig auf die ersten vier Worte konzentriert. **HIER IST DER ORT.** Irgendwie schwang bei diesem Ausdruck eine Art Vorahnung mit. Als sei es dieser unscheinbaren Leichenhalle in einer nichtssagenden Gegend von San Diego vorherbestimmt, zum Schauplatz eines wundersamen oder fürchterlichen Ereignisses zu werden.

Draußen fiel eine Autotür zu. Entweder hatte Charlie den Weg aus dem Gaslamp Quarter, dem historischen Stadtkern, schon hinter sich, oder St. Mike's lieferte die Leiche bereits. Die Lebenden und die Toten – wenn man nicht ganz genau hinhörte, klangen sie einander sehr ähnlich.

daraus einen Vorteil zu ziehen. Den Zustand des Missvergnügens vergnüglich zu finden!«

»Und was missvergnügt dich jetzt gerade?«

»Ein Praktikant. Ein dreckiger Praktikant!«

Luis und Charlie bereiteten Obduktionssaal 1 für John Doe vor. Der quadratische Raum wurde von sechs Autopsietischen mit den benachbarten Arbeitstheken und Organbecken eingenommen. Alles bestand aus rostfreiem Edelstahl, der im Schein der Schwarzlichtlampen schmierig schillerte. Charlie nahm einen Schlauch und spritzte den vorderen Tisch ganz vorsichtig ab, damit sich keine Aerosolwolke bildete. Die Flüssigkeit lief in ein Auffangbecken ab, das an eine gesonderte Wasserleitung für Gefahrenstoffe angeschlossen war. Luis kalibrierte die Organwaage und räumte etwas Platz in dem Trockenschrank frei, in dem den Kleidungssetzen von Mordopfern für spätere Untersuchungen die Feuchtigkeit entzogen wurde.

Es verschaffte ihm Erleichterung, die Wut auf Detective Walker und all die rassistischen Schweine, für die er stand, zu schwarzhumorigen Dartpfeilen zu formen. Charlie half der Katharsis zusätzlich, indem sie die Pfeile aus der Luft schnappte und auf halbem Weg zurückwarf. Beide waren sich bewusst, dass sie vor dem jeweils anderen eine bestimmte Rolle spielten, aber um keinen Preis der Welt hätte Luis das aufgeben wollen. Wie die Plakette über der Eingangstür sagte, gedieh hier Leben an einem Ort, den es eigentlich schon verlassen haben sollte.

Voller Zuneigung betrachtete er Charlie. Als sie vor zwei Jahren angefangen hatte, hatte er sie falsch eingeschätzt. Ein kleines Flittchen, hatte er gedacht. Charlene Rutkowski, geboren in der Bronx, passte mit ihren wallend blonden Country-Western-Haaren und dem wiegenden Gang so gut in eine Leichenhalle wie ein Toter auf eine Bühne in Nashville. Charlie schien sich an diesem Gegensatz zu erfreuen. Außerhalb der Autopsieräume trug sie fröhlich gemusterte Kleider, die Schenkel und Dekolleté betonten. Im Labor waren Kittel Pflicht, aber Charlene bewirkte Wunder mit den formlosen grünen Säcken – an ihr sahen sie nicht formlos aus.

Es war fester Bestandteil ihrer Routine, derbe Sprüche (an den meisten Arbeitsplätzen verboten, bei Jobs, die mit Leichen zu tun hatten, aber durchaus üblich) und gespielt ernste Boss-zu-Untergebener-Anordnungen zu vermischen, unterstrichen von seiner Angewohnheit, Charlie »Frau Diener« zu nennen – eine altertümliche Bezeichnung für einen Laborassistenten, welcher die Aufgabe hatte, Leichen zu säubern und vorzubereiten, Werkzeuge bereitzuhalten und bei der korrekten Aktenführung zu helfen. Charlie hatte großen Spaß daran, dieses Wort mit einem französischen Akzent zu wiederholen: *dee-en-ay*. Trotz der netten Hänseleien wusste Luis, wo die Grenzen lagen. Er hatte es nie übers Herz gebracht, ihr zu verraten, dass das Wort aus dem Deutschen kam und eigentlich bloß Angestellter oder Handlanger bedeutete.

»Geh nicht so hart mit den Praktikanten ins Gericht«, sagte Charlie. »Wir waren auch mal welche.«

»Und haben im Praktikum gelernt, unseren jugendlichen Enthusiasmus zu unterdrücken. Und damit sind wir weit gekommen.«

»Sind wir das? Mal überlegen.« Charlene tippte sich mit dem behandschuhten Zeigefinger ans Kinn. »Im Vergleich zu damals bin ich weniger zufrieden, werde weniger respektvoll behandelt und verdiene weniger. Selbst das Kellnern war lukrativer. Meine Mom hat immer gesagt, wenn ich mit Typen bumse, die gute Jobs haben, kriege ich irgendwann auch 'nen guten Job. Meine Mom sagt solche Sachen! Frau Mae Rutkowski!«

»Hat nicht so gut geklappt, was?«

»Guck dich doch mal um. Ich hab mich ganz nach unten gebumst.«

»Das ist eine Beleidigung für mein Labor.«

»Ah, ja. Dein Labor. Freitagabends. Ich komme mir vor wie eine Prinzessin.«

»Dann schubs mir doch bitte mal eine Pulle Formaldehyd rüber, Hoheit. Und bereite die Scheren vor. Wir müssen uns auf die Jagd nach vier Projektilen begeben.«

»Siehste, sag ich doch. Gib mir dies, hol mir das. Männer wollen immer oben liegen.«

Selbst nach ihren Maßstäben war das arg obszön, weshalb Luis seine Reaktion auf ein unverbindliches »Mmmmm« beschränkte. Er wurde mit Charlies Schmollmund belohnt. Sie hatte ihm bereits direkt gesagt, dass er sich auf ein professorales *Mmmmm* zurückziehe, wann immer sie die besseren Argumente hatte. Seitdem gab er sich Mühe, das Geräusch so oft wie möglich unterzubringen. Er kicherte, zog das Handy aus der Tasche, um Uhrzeit und News-Feed nachzusehen. Es gelang ihm nicht, das Gerät mit dem Fingerabdrucksensor zu entsperren. Er fluchte. Verdammtes Latex.

»Acocella. Genug ist genug. Such dir endlich Hilfe, du bist ja süchtig.«

Der Akku war fast leer. Luis ging zu dem Tisch, wo er ein Ladegerät aufbewahrte, steckte das Telefon an und schaltete es auf lautlos.

»Süchtig«, wiederholte er bedächtig. »Da fällt mir etwas ein.« Er ging in die Hocke, zog eine Schublade voller Krempel auf und kramte darin herum. »Ich wollte ja nur sagen, dass du und ich, damals als nichtsnutzige Praktikanten, niemals die bowlingkugelgroßen Eier gehabt hätten, so eine Entscheidung zu treffen. Wir reden hier von einem Menschenleben.« Er wühlte immer energischer im Inhalt der Schublade herum. »Diese Schusswunden – du wirst es ja gleich sehen. Zugegeben, sie könnten durchaus tödlich gewesen sein. Halsschlagader, Achselschlagader, Oberschenkschlagader, vielleicht sogar die Niere. Aber – wie war das Sprichwort? Zwischen Glas und Lippe ...«

»... gibt es manche Klippe«, sagte Charlie. »Genau diese Klippen sind dein Problem.«

Als Luis das zerknitterte Marlboropäckchen fand, hatte er gerade wieder den Anblick von John Does blutgetränktem Anzug vor Augen. Sehr viel Blut, aber nicht *zu* viel, wenn man bedachte, dass der Mann gerade vier Kugeln abbekommen hatte. Die Zigaretten schienen plötzlich Tonnen zu wiegen. War das alles nicht

vollkommen sinnlos, dieses ewige Aufbegehren des Arztes gegen den Tod? Wenn er feststellte, dass er Haarspalterei zwischen *sehr viel Blut* und *zu viel Blut* betrieb, kam es ihm auf jeden Fall sinnlos vor.

»Sosehr mir deine Handysucht auch auf den Keks geht, ist sie immer noch besser als das Gerauche«, sagte Charlie finster. »JT würde dich feuern, wenn er wüsste, dass du dir hier drin eine anzündest.«

»Es ist nur ... Du hättest den Anzug dieses Mannes sehen müssen, Charlie. Wie aus JTs Kleiderschrank. Und seine Haare. Er hatte eine ordentliche Frisur. Und Manschettenknöpfe! Der war mal wer. Bis vor Kurzem war er noch wer.«

»Ach, und die haben eine bessere Behandlung verdient, oder wie? Wärs du genauso am Boden zerstört, wenn es irgendein drogen-süchtiger Penner in einer Secondhand-Jogginghose gewesen wäre?«

»Das ist nicht fair.«

»Weißt du, was ein teurer maßgeschneiderter Anzug für mich, eine einfache Laborassistentin, bedeutet? Wirtschaftskriminalität. Das sagt mir: Hier liegt ein Typ, der Säcke voller Geld zu Hause hatte, wahrscheinlich im Aufsichtsrat irgendeiner großen Firma saß und dabei erwischt wurde, wie er die arbeitende Bevölkerung ausgebeutet hat. Ich bitte dich, Luis. Du erzählst doch gerne davon, wie du als Kind armer Eltern in Mexiko im Dreck gespielt hast. Meine Schwester und ich haben früher benutzte Spritzen im Park gesammelt und damit unsere Puppen akupunktiert. *Das* ist abgefuckt. *Das* ist nicht fair. Du hast mit den falschen Leuten Mitleid.«

»Wenn wir recht haben und der Kerl wirklich ein hohes Tier irgendwo war, warum weiß dann niemand, wie er heißt?«

Charlie hörte auf, durch leere Totenscheine zu blättern. »Im St. Mike's haben sie es nicht rausgekriegt?«

»Vorname John«, sagte Luis. »Nachname Doe.«

Charlie verschränkte die Arme vor der Brust. »Weißt du, wer noch einen fescen Anzug anhat?«

»Wer?«

»Ein Toter. Jeder Tote. Im Sarg.«

Luis nahm eine trockene Zigarette heraus, steckte sie sich zwischen die Lippen – oder *Klippen*, bitte schön, dachte er – und fing an nach Feuer zu kramen. Schließlich entdeckte er eine staubige Streichholzschachtel. Er strich eines an. Es brach entzwei. Er strich ein zweites an. Der Kopf fiel ab. Das dritte hinterließ rötliches Geschmier auf dem Zündstreifen, ging aber auch nicht an.

»Fuck«, murmelte er.

Ein Schatten verhüllte die grellen Oberlichter. Charlie hatte sich neben ihn gestellt. Sie hatte sich bereits die Handschuhe abgestreift und die Hände zu einem Schälchen geformt. Dies war die andere Charlene Rutkowski: vollkommen uneigennützig und sofort bereit, sich zu entschuldigen, sobald sie den Eindruck hatte, seine Gefühle verletzt zu haben. Luis überreichte ihr die Streichholzschachtel. Charlie zog eines hervor und drückte den Phosphorkopf mit größter Sorgfalt an den Zündstreifen. Eine Flamme flackerte auf. Sie schirmte sie mit der Hand ab und führte sie zu seiner Zigarettenspitze.

Er nahm ein paar gierige Züge. Das Nikotin machte ihn benommen, und für einen Moment verwandelte Charlie sich in zwei bis drei Assistentinnen. Das gefiel ihm nicht. Charlie, und nur Charlie, verdiente seine ganze Aufmerksamkeit. Er stand auf, grunzte und versenkte die Zigarette wehmütig im halb vollen gestrigen Kaffeebecher.

»Hätte ich nur nicht so einen dürftigen Verbandskasten dabei gehabt«, sagte er leise.

»Acocella«, sagte Charlie.

Luis seufzte. »Oder wäre ich noch Arzt. Ein richtiger Arzt.«

»Luis.«

Ihre liebevolle Stimme fuhr wie eine sanfte Berührung über seine Wange. Er betrachtete sie durch den Rauch, der wie eine geisterhafte Nachahmung des Brustkorbs, den sie bald aufschneiden würden, in der Luft hing. Aber nicht nur ihre Stimmlage hatte sich verändert, auch ihre Körperhaltung. Vorgebeugt und voller Verlangen, jeder Sarkasmus war vergessen. Aufgrund des Tuckerns

der Lüftung und des Summens der Kühlschränke war es niemals still in der Leichenhalle. Aber das hier kam ziemlich nahe an Stille heran.

Beide zogen sich aus dem Augenblick zurück, Blicke und Hände plötzlich sehr beschäftigt.

»Also, wann kommt unsere Leiche denn jetzt?«, fragte sie hastig.

Luis schaute auf eine nicht vorhandene Armbanduhr – sein Handy hatte diese Aufgabe schon lange übernommen.

»Müsste jederzeit so weit sein.«

Charlie rieb sich vehement mit dem Handrücken unter der Nase, als wollte sie absichtlich unattraktiv wirken. Ihre Augen hatten sich gerötet, was der wie üblich reichlichen Mascara ein höllisches Glänzen verlieh.

»Ich muss mal«, murmelte sie.

Luis nickte und schaute seiner Assistentin hinterher, die mit jugendlicher Unbeholfenheit den Saal verließ. Luis schätzte sie dafür nur noch mehr. Sie hatte keine Ahnung, was für ein schönes Geschenk sie ihm gerade gemacht hatte. Objekt ihrer Begierde gewesen zu sein erfüllte ihn mit frischer Energie. Auf einmal fühlte er sich zu diesem *Leben* gehörig, von dem die Plakette über der Tür kündete. Gleichzeitig spürte er eine Welle der Zuneigung für Rosa. Er konnte es gar nicht erwarten, zu ihr ins Bett zu krabbeln und jedes Detail seines langen Arbeitstags mit ihr durchzuspielen.

Selbst die unsagbar komplexen Details der Systeme im menschlichen Körper konnten nicht mit der prickelnden Empfindlichkeit echter Emotionen mithalten, dachte er verzückt, mit diesen kleinen plötzlichen Klippen, die das Leben so unvorhersehbar machten. Er starrte die Zigarette im Kaffee an, die sich so schnell auflöste, wie es sein Leben tun würde, sollte er hier in diesem Labor die falschen Entscheidungen treffen. Es wäre gut, sich möglichst bald John Doe widmen zu können. Bei den Toten gab es keine Klippen. Tote wollten nichts, verlangten nichts, waren nicht hungrig. Ehrlich gesagt konnte Luis es kaum erwarten, ihn wiederzusehen.

»Nein, ich bin dabei.«

»Ich hab mich unnötig dramatisch verhalten. Das ist eine stinknormale Obduktion. Ich brauche deine Hilfe wirklich nicht.«

»Doch, brauchst du wohl, Acocella.« Sie zückte eine Zange und schnappte nach ihm. »Du weißt es bloß noch nicht.«

Er sah sie zweifelnd an, als überlegte er, welchen seiner Körperteile sie sich wohl im Griff der Zange vorstellte. Dann trottete er zur Frachtrampe. Charlie zog die Schublade mit den Blankoformularen auf und entnahm ihr einen Totenschein und einen Obduktionsbericht. Letzterer wies die Umrisse eines menschlichen Körpers auf, in den sie alle Identifikationsmerkmale einzeichnen würde – Beschneidung, Muttermale, Leberflecken, Tätowierungen, Narben, Abschürfungen und Wunden. Diese Skizze war genauso wichtig wie die tiefergehende Untersuchung. Einmal hatte sie vergessen, die fehlenden Fingerkuppen eines Verstorbenen einzuzeichnen – Erfrierungen, die er sich einst bei der Rettung eines Freundes aus einem zugefrorenen See zugezogen hatte. Es war ein derart charakteristisches Detail, dass die Hinterbliebenen in Zweifel zogen, ob Luis und Charlie auch wirklich die richtige Leiche obduziert hatten. Derlei Beschwerden erreichten auch JT und konnten sehr schnell sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen.

Sie platzierte Messer, Meißel, Hammer, Knochensäge und Darm- schere so lautstark auf dem Metalltablett, dass der Lärm die entfernte Unterhaltung der Sanitäter vom St. Mike's übertönte. Ihre Gefühle übertönte er ebenfalls. Sie zückte ihr mit Stickern verziertes PM40, das beste Skalpell auf dem Markt, und platzierte es neben Luis'. Sie legte den Rest ihrer PSA (Persönliche Schutzausrüstung) bereit – die Nylonschürze, die Kunststoffärmel, die vom Handgelenk bis zum Oberarm reichten, sowie das Plastikvisier, das zum Einsatz kam, wenn es wirklich ans Eingemachte ging. Alles sah danach aus, als würde sie es heute brauchen.

Gerade zähmte sie ihre dichte blonde Mähne mit einem Haar- netz, da rollte Luis ihre Glücksbahre in den Saal. Dem Orca-Fiep- sen des linken Vorderrads konnte sie das ungefähre Gewicht des

Toten entnehmen – irgendwas zwischen 77 und 82 Kilo. Sie packte Luis' Haarnetz und flitschte es in seine Richtung. Er fing es aus der Luft.

»Keine Schuhüberzieher«, sagte er.

»Ts, ts, ts, Regularien.«

»Wenn ich um diese Uhrzeit hier in Überziehern rumrutschen muss, fang ich an zu heulen.«

»Wow, das ist ein ganz besonderer Anlass, wie?«, deklamierte Charlie. »Hätte ich das gewusst, hätte ich High Heels angezogen.«

Es war eine Freude, sich endlich der Arbeit hinzugeben. Zu dieser späten Stunde schwirrten hier keine Assistenzärzte oder Studentengruppen, vor denen sich Luis und Charlene »professionell verhalten« mussten, herum. Ihre Aufgaben konzentriert, locker und effizient durchzuführen hatte einen beruhigenden Effekt auf Charlie. Mit vierfachem metallischen Klicken die Wegfahrsperrn der Bahnräder einrasten zu lassen. Mit *Eins-zwei-drei-hopp* den Leichnam auf den Seziertisch zu wuchten. Mit leisem Knistern die schweren blauen Papiertücher auszupacken. Luis' penible Angewohnheit, alle Kunststoffriemen seiner Schutzausrüstung so gründlich zu kontrollieren, als wäre er Profisportler. Und zu guter Letzt natürlich das lang gezogene, sanfte Schnurren des Reißverschlusses, um den Inhalt des weißen Leichensacks zu enthüllen.

John Doe war nackt. Sein Anzug, den man im St. Mike's aufgeschnitten hatte, war separat verpackt. Luis und Charlie schälten den Mann aus seiner Tüte und drapierten ihn auf dem stählernen Tisch. Er war noch nicht lange genug tot, um bereits zu riechen. Das war gut. Schlecht hingegen war, dass Charlie die Restwärme des Körpers durch ihre Plastikhandschuhe spüren konnte. Sie hasste es, warme Körper aufzuschneiden. Jedem normalen Menschen konnte das ihrer Ansicht nach nur zuwider sein. Totes Fleisch hatte kalt und tonartig zu sein und musste sich eindeutig von lebendem unterscheiden.

Sie brachte den Gelenkarm, an dem eine Pentax hing, um den Körper aus allen Richtungen fotografieren zu können, über dem Tisch in Position. Luis stand dicht neben ihr und überprüfte John

Does Patientenarmbänder, aber die einmal begonnene Routine erlaubte es ihr, ihn trotzdem etwas distanzierter zu betrachten. Sie hatte wirklich noch nie jemanden wie ihn gekannt. Aber war das nicht eher ihre Schuld? Ein Nebeneffekt der Orte, die sie sich zum Arbeiten ausgesucht hatte, und der Leute, die an solchen Orten verkehrten?

Charlie konnte sich in ihrem ganzen Leben an keinen einzigen Mann außer Luis Acocella erinnern, bei dem sie sich nicht irgendwann einmal unwohl gefühlt hatte. Diese Erfahrung hatte sie stets begleitet, vom Kindergarten bis zum Kaffeeholen heute Morgen. Als Teenager hatte sie immer wieder Ärger bekommen, weil sie den Leuten, die ihr hinterherpiffen, den Stinkefinger gezeigt oder die Freunde ihres Dads angeschrien hatte, sie sollten ihr nicht ständig auf die Brüste glotzen. Das waren wilde Zeiten gewesen, in denen sie mit einer Ladung kreischender Freundinnen im Auto um die Häuser gekurvt war, die Fenster heruntergekurbelt, halb begeistert und halb entsetzt, elektrisiert von der eigenen Verletzlichkeit, jeder Augenblick ein Gefühl, als würde man unbekümmert einen steilen Hügel hinunterrennen. All das war jedoch unterschiedener Widerstand gegen übergriffige Männer gewesen.

Sie kam sich vor wie ein dummes Kind, weil sie sich in ihren Vorgesetzten verguckt hatte. Gleichzeitig brachte ihr diese Missachtung gesellschaftlicher Anstandsregeln die Erinnerung an diese stürmischen, anregenden Jugendtage, als es sich noch wie eine definitiv lebensrettende Maßnahme angefühlt hatte, Verbotenes zu tun, zurück. Nur wenige hatten damals ihre Annäherungsversuche verschmäht; auch heute noch taten es die wenigsten – nicht einmal die Verheirateten. Aber Luis war anders. Es tat weh, sich eine mögliche Zurückweisung seinerseits auch nur vorzustellen. Der Tote auf dem Tisch war also eine willkommene Ablenkung.

Sie mussten John Doe umdrehen, damit sie seinen Rücken mit der Kamera ablichten konnte. Charlie beobachtete, wie behutsam Luis den Mann an Schulter und Hüfte berührte. Es wirkte beinahe väterlich – obwohl Charlie sich im Klaren war, dass eine solche Interpretation ihre Gefühle schon wieder unnötig in Wal-

lung brachte. Vorsicht war schlicht ein Bestandteil kluger ärztlicher Arbeit, denn man wusste nie, was man von der Rückseite eines Verstorbenen zu erwarten hatte – klaffende Stichverletzungen, wund gelegene Stellen, in denen schon die ersten Maden nisteten – sie hatte schon alles gesehen. John Does Rücken aber war glatt wie ein Babypopo.

Im Seziertisch war eine Waage integriert. Charlie hatte richtig geschätzt – der Kerl wog 79,8 Kilo. Sie schaltete auf Autopilot. Nahm Messungen vor. Fertigte Röntgenaufnahmen an. Zeichnete in das Schema auf dem Obduktionsbericht Wunden und sonstige Merkmale ein. Alles Tätigkeiten, die sie an die stumpfsinnigen Jobs ihrer Jugend erinnerten. Ausschank in einer Kneipe, Putzen in einem Country Club, die Bedienung einer Blasformmaschine in einer Fabrik. Bei diesen Arbeiten hatte sie sich so tot wie John Doe gefühlt. Sie erinnerte sich noch an eine besonders erschöpfende Nacht, in der sie hätte schwören können, dass alle Fabrikarbeiter um sie herum in Wahrheit Leichen waren, aufrecht neben surrenden Maschinen zu einem grotesken *Tableau vivant* drapiert.

Bei einer Autopsie hingegen hatte sie nie dieses Gefühl. Die Abläufe waren zwar Routine, aber wichtig – Luis wusste, welche Bedeutung seine Arbeit hatte. Und diese Bedeutung war es gewesen, nach der Charlie sich gesehnt hatte, als sie ihre Mutter mit dem Entschluss geschockt hatte, Medizin zu studieren. Und erst als sie Mae Rutkowskis mitleidigen Blick sah – den völligen Unglauben, ihre Tochter, die sie selbst einst als »Granate aus der Bronx« bezeichnet hatte, könnte genug Hirnschmalz oder Willenskraft für so etwas haben –, wusste Charlie, dass es ihr wirklich ernst war. Auch ihre Gefühle für Luis waren wohl der Tatsache geschuldet, dass ihre gemeinsame Arbeit tatsächlich etwas bedeutete. Diese Theorie klang zumindest einigermaßen plausibel.

Es gab nur ein Detail an ihrer Arbeit, das sie störte, und das war auch der Grund, weshalb Luis' Anwesenheit so wichtig war. Sie redete nicht darüber, denn es laut auszusprechen hätte das Risiko mit sich gebracht, es zu einer ausgewachsenen Neurose aufzublasen.

Charlene Rutkowski, hauptberufliche Laborassistentin, mit Tattoos und Lippenstift gerüstete Herrin ihres Schicksals, hatte immer noch Angst davor, mit einer Leiche allein zu sein.

Sie setzte alles daran, solche Situationen nach Möglichkeit zu vermeiden. Kleine Dinge, die anderen Leuten niemals aufgefallen wären. Sie hielt sich strikt an die Arbeitszeiten, damit sie immer andere Menschen um sich hatte. Sie ging nur in den Kühlraum, wenn bereits jemand dort war. War das unmöglich, zog sie zumindest die schwere Schiebetür ganz auf, damit es mehrere Sekunden dauerte, bis sie sich wieder schloss, und brabbelte dann wie eine Wahnsinnige belangloses Zeug vor sich hin – Details aus Fernsehsendungen, Erinnerungen an Haustiere –, während sie die Leiche aus dem Schrank zog und viel zu schnell auf den Ausgang zurollte, denn die Angst in ihrer Brust hatte sich da längst zur kalten Gewissheit gesteigert, dass sich die Tür des Kühlraums diesmal nicht wieder öffnen lassen würde.

Diese Angst hatte ihren Ursprung in einem wiederkehrenden Albtraum. Art und Weise des Traums waren ganz unterschiedlich. Es konnte ein Flugtraum sein, ein Schulangsttraum, ein Sextraum. Er konnte überall spielen – in einem Bürogebäude, im Supermarkt, im Freibad. All das war bloß Staffage. Der Albtraum lauerte wie ein Hai knapp unter der Oberfläche. An irgendeinem Punkt während des Traums ging Charlie durch eine Tür und stellte fest, dass er die ganze Zeit nur auf sie gewartet hatte.

Bis auf zwei Details war es immer das Gleiche.

Charlie betritt den Obduktionssaal. Es ist sehr dunkel, bis auf den mittleren Tisch, wo eine grelle OP-Lampe wie ein Zirkuscheinwerfer auf einen toten Mann gerichtet ist. Charlie kommt näher. Jedes Mal ist es derselbe Mann. Er trägt einen schicken Smoking. Sein Gesicht kommt ihr vage bekannt vor, aber sie kann es nicht einordnen.

Es dauert einen Moment, bis sie begreift, dass der Raum keine Ausgänge hat. Die Tür, durch die sie ihn betreten hat, ist nicht mehr da, auch sonst gibt es keine anderen Türen, keine Fenster, kein Entkommen. Die Leiche macht den Mund auf.

»Hallo, Charlene.« Der Tote hat eine melodische Stimme.

Er setzt sich auf.

Die träumende Charlene rennt durch den Saal, schlägt gegen die Wände, sucht nach einer versteckten Ritze. Sie schaut über die Schulter und sieht, wie die Leiche die frisch gewichsten Lederschuhe über die Kante der Bahre schwingt und auf den Boden stellt. Sie steht auf. Kommt mit unerwartet agilen Schritten auf sie zu. Charlie weicht in eine Ecke zurück, und sobald ihr Rücken die Wand berührt, fragt sie sich, warum sie so dumm war. Hätte sie ihre Furcht niedergerungen und wäre in der Mitte des Raums geblieben, hätte sie ihm vielleicht weiter ausweichen können. In der Ecke erwischt er sie natürlich jedes Mal.

Wenige Zentimeter vor ihr hebt die Leiche einen schlanken Arm, den Ellbogen abgewinkelt, die offene Handfläche nach oben gerichtet.

»Tanz mit mir«, sagt sie mit einem Lächeln.

Das Lächeln verwandelt sich in ein böse Fratze. Und wieder zurück zu einem Lächeln. Seine Gesichtszüge verschwimmen wie Wasser.

Das Schlimmste an diesem Albtraum aber war, dass sie nicht wusste, ob dieser tote Mann eine Gefahr darstellte oder nicht. Nur – galt das nicht für alle Männer? Bis auf Luis Acocella? Nachdem sie der Traum ein ganzes Jahr begleitet hatte, war Charlie zu Besuch bei ihrer Mutter in Parchester nahe der Whistestone Bridge. Irgendwann saß sie allein im Esszimmer und starrte den Kunststoffjesus am Kreuz an, der schon in ihrer Jugend über die Mahlzeiten der Familie gewacht hatte. Charlie bewegte den Kopf ein Stück nach links, dann ein Stück nach rechts. Der Gesichtsausdruck des Heilands schien sich zu verändern. Aus einem Blickwinkel lächelte er gütig, aus dem anderen wirkte seine Miene schmerzverzerrt.

War das bloß eine Illusion, geboren aus Lichteinfall und Blickwinkel? Charlie wusste es nicht, ahnte aber, dass das wandelbare Antlitz der Leiche aus ihrem Albtraum eine andere wandelnde, sprechende Leiche zum Vorbild hatte. Wie sollte sie sich den wie-

dererweckten Christus nach zwei Jahren Obduktionserfahrung auch anders vorstellen? In den Bibelgruppen ihrer Kindheit (an die sie sich nur noch erinnerte, weil Bücher von V. C. Andrews die Runde gemacht hatten) hatte sie gelernt, dass Jesus am dritten Tage auferstanden war. Ihre medizinische Expertise übersetzte »am dritten Tage« in »zweiundsiebzig Stunden später«. Seine Haut würde bereits erste Risse bekommen haben. Die Gliedmaßen, mit denen er Wunder vollbracht hatte, wären bereits von Leichenstarre befallen gewesen. Als Jesus vor seinem Grab Maria Magdalena erschien, erkannte sie ihn zunächst nicht, so hieß es in der Schrift. Natürlich hatte sie ihn nicht erkannt, dachte Charlie. Der Erlöser hätte bläuliche Haut gehabt, sein Leib wäre von Gasen aufgebläht gewesen, blutiger Schaum wäre ihm aus Mund und Nase gesickert.

Aber nicht nur Jesu Gesicht erkannte Charlie während jenes Besuchs bei ihrer Mutter. Mae Rutkowski, mittlerweile vierundfünfzig, hatte sich mit einem giftgrünen Glas Pfefferminzlikör auf dem Sofa niedergelassen. Es war der einzige Alkohol, den sie stets im Haus hatte. Als sie auf der Fernbedienung herumdrückte, zeichneten sich die Adern ihrer dünnen Handgelenke unter der pergamentartigen Haut ab. Die Fernsehkanäle rangen lautstark um Aufmerksamkeit. Charlie rieb sich die Schläfen, um die Kopfschmerzen zu vertreiben, die sich bei jedem Besuch unweigerlich einstellten. Zu erschöpft, um rechtzeitig den Mund zu halten, erwähnte sie den wiederkehrenden Arbeitsplatz-Albtraum, der sie so oft um den Schlaf brachte.

»Warum hörst du dann nicht auf?«, fragte Mae. »Mit deiner Arbeit, meine ich. Wenn mir ein Job nicht gefallen hat, hab ich gekündigt – das hab ich mein ganzes Leben lang so gemacht!«

»Die Bezahlung stimmt«, sagte Charlie mechanisch. Natürlich stimmte die Bezahlung überhaupt nicht, reichte nicht einmal ansatzweise, um ihren Studienkredit nennenswert zu tilgen. Charlie kannte den wahren Grund, aus dem sie sich keinen besseren Job suchte, würde Mae Rutkowski aber auf gar keinen Fall von Luis Acocella erzählen – oder von den gleich drei Gründen, die gegen ihn sprachen: Er war ihr Boss. Er war verheiratet. Er war Mexikaner.

»Erinnerst du dich noch an Carol Springer?«, brüllte Mae über das Dröhnen des Fernsehers hinweg. »Die damals an der Grand Concourse gewohnt hat? Die ist Stewardess geworden. Ihre Mom hat mir erzählt, dass Carol jede Nacht den Albtraum hat, dass ihr Flugzeug abstürzt. Jede Nacht!«

Charlie wusste nur zu gut, welche Richtung diese Unterhaltung nehmen würde. Sie war bereits fünfunddreißig. Aus Sicht ihrer Mutter hätte sie die Jahre, in denen sie sich als Laborassistentin hatte ausbilden lassen, besser dazu nutzen sollen, sich einen Ehemann zu krallen und Babys zu produzieren. Aber Charlies Interesse an Nachwuchs war an dem Tag erloschen, als sie Luis bei der Obduktion eines schwangeren Verkehrsopfers assistiert hatte. Die Öffnung des Uterus hatte einen Fötus ans Licht gebracht, der – im Gegensatz zum völlig zerstörten Leib seiner Mutter – in makellosem Zustand war, bis ins letzte Detail so zart und vollkommen wie eine Porzellanpuppe. Diesen kleinen Menschen in einer Hand zu halten hatte einen Teil von Charlies Gehirn gefrieren lassen, der seitdem nicht wieder aufgetaut war; Luis hatte sie wiederholt dazu auffordern müssen, den Fötus zurück in seinen Uterus zu legen. So sollte er begraben werden, geborgen im Mutterleib. Den Rest der Autopsie waren Charlies Gedanken in unendlichen Schleifen gefangen. Der Fötus, der noch eine Weile in seiner toten Mutter weitergelebt haben musste; die tote Mutter, die in lebende Erde gegeben wurde; die Erde, die in der tödlichen Leere des Alls hing; das All, das angeblich von der lebensspendenden Umarmung Gottes umfassen war.

Luis bemerkte ihr Unbehagen und legte sanft dar, dass für manche Föten die Gebärmutter eben leider gleichzeitig als Sarkophag diente.

Nie vergaß Charlie diesen Vergleich. Gebärmutter. Sarg.

War Jesu Grabstätte am Ende auch beides gewesen?

»Aha! Na, guck mal«, rief Mae Rutkowski.

Sie war über einen Schwarz-Weiß-Film gestolpert. Ein schlanker Mann in einem schwarzen Anzug mit langen Rockschoßen, weißer Fliege und weißer Ansteckblume rauschte im Stepptanz

über eine glänzende Bühne, zuckte wie eine Marionette vor einer Gruppe schwarz gewandeter Damen, die alle identische Masken trugen. Charlies erste Reaktion war Abneigung – das konnte nur ein Horrorfilm sein –, aber ihre Mutter verschüttete vor Verzückung fast ihren Pfefferminzlikör.

»Das war ein toller Film«, sagte Ma. »*Tanz mit mir.*«

Charlie erkannte den Mann aus ihrem Albtraum wieder, den wandelnden Leichnam, der ihr lächelnd die Hand reichte.

Es war Fred Astaire.

Maes Kopf wippte im Takt und folgte dem Tänzer, der mit Ginger Rogers über die Bühne wirbelte. Charlie fühlte sich wie Ginger, gefangen in Freds knöchigem Griff und so schnell herumgewirbelt, dass ihr speiübel wurde. Das Duo drehte sich zur Kamera, die Arme untergehakt, Ginger dieselbe hirnlos grinsende Kreatur wie Fred. Sie streckten die freien Arme in Richtung Publikum aus und riefen alle zum Tanz in dieser graustufigen Kulisse auf, die seit Jahrzehnten, ohne zu verrotten, dastand und möglicherweise ewig stehen würde. Im Gleichschritt klappten ihre Unterkiefer herunter und ließen die letzten, unangenehmen Worte des Liedes erklingen:

But oh-ho-ho, who's got the last laugh now?

»Ich habe Fred Astaire schon immer geliebt«, seufzte Mae.

»Ich nicht.« Charlie wandte den Blick ab. »Auf mich hat er immer gewirkt wie ...«

»Wie was?« Maes Blick war auf die kursiven Buchstaben gerichtet, die den Bildschirm ausfüllten. *ENDE.*

Charlie fiel auf, dass der grüne Likör im Glas ihrer Mutter aussah wie etwas, das aus einer verflüssigten Leiche austrat. Trotzdem wünschte sie sich gerade, das offerierte Gläschen doch angenommen zu haben.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Wie ein Typ, der schon eine Weile tot ist.«

Leichnam gebeugt da und atmete tief ein. Wenn man gut war, sagte er immer – und behauptete damit eindeutig, es zu sein –, konnte man den süßlichen Hauch von Diabetes oder den Kneipengestank des Alkoholismus identifizieren. Doch jetzt wirkte er unschlüssig.

»Was siehst du?«, fragte er, und sein Tonfall allein ließ Charlie frohlocken. Seine Fragen hatten den Unterrichtscharakter verloren und wirkten nun eher wie Bitten um eine fundierte Zweitmeinung.

»Eine kleine Menge grüne Flüssigkeit.« Der Pfefferminzlikör ihrer Mutter schwappte durch ihre Erinnerung. »Eine leichte Lungenentzündung wahrscheinlich.« Sie bedachte Luis mit einer tadelnd erhobenen Augenbraue. »Und er war eindeutig Raucher.«

»Ja, ja. Deine Einschätzung, ausgehend von der Eintrittswunde?«

»Rechter Lungenflügel.«

»Beweis es mir, *Querida*.«

Mit einer Präzision, auf die sie durchaus stolz war, durchtrennte Charlie die Pleuraverwachsungen, die die Lunge wie Gummi mit dem Brustkorbbinneren verbanden, typisch für ältere Männer in schlechter körperlicher Verfassung. Sie kappte Luftröhre und Speiseröhre. Schließlich ließ sie ihre Hand am warmen Ball des Herzens vorbeigleiten und nahm zwei lange Einschnitte zu beiden Seiten der Wirbelsäule vor, um die Lunge zu lösen. Den rechten Lungenflügel holte sie zuerst heraus. Bei inneren Organen musste man auf der Hut sein. Die kleinen Scheißer machten sich gern mal davon. Vor allem Lebern, insbesondere die von Alkoholikern. Die Fettauswüchse ließen sie glitschig wie Wasserballons werden.

Sie trug erst den rechten Lungenflügel zu einer Pfanne, die am Fußende des Seziertischs stand, dann den linken. Luis' Aufforderung, es zu »beweisen«, konnte sie allerdings leider nicht nachkommen. Der rechte Lungenflügel war schwarz vor Nikotin und zeigte Anzeichen einer Rippenfellentzündung, wies aber keinerlei Quetschungen auf, die den Eintritt einer Kugel signalisiert hätten. Sie sah Luis an, der ihr zuzwinkerte. Er hatte gewusst,

dass die Lungenflügel eine falsche Fährte waren. Charlie wollte diese Niederlage nicht auf sich sitzen lassen und widmete sich den Innereien mit frischem Elan. Sie klappte den unteren Teil des Y-Schnitts auseinander, löste den Enddarm und schnitt sich durch das Netz aus Fett, das die Gedärme an Ort und Stelle hielt. Sie zog das lange, seilförmige Organ heraus und legte es in eine große Schüssel.

Aber der Darm war nicht ihr eigentliches Ziel. Sie vermutete, dass sich das Projektil in der Bauchhöhle in der Leber versteckte. Hatte man den Darm einmal beiseitegeschafft, war kein inneres Organ einfacher zu entfernen. Drei Gefäße und ein paar Bänder später hielt sie das angeschwollene Organ in Händen. Sie legte die Leber neben die Lungenflügel in die Pfanne und fing an, sie zu massieren.

»Bingo«, sagte sie sofort, schnappte sich die Zange und fing an das Projektil zu extrahieren.

»Tödlich?«, fragte Luis gespannt.

»Njet. Von einer Rippe verlangsamt, würde ich sagen.«

»Ah-hah.« Luis schlug sich mit der Faust in die offene Hand. Die nassen Latexhandschuhe quietschten. »Und das war der wahrscheinlichste tödliche Treffer.«

Charlie wusste nur zu gut, worauf er hinauswollte. Luis wollte beweisen, dass es nicht die vier Schusswunden gewesen waren, die – mit seinen Worten – »diesen Kerl ausgeschaltet« hatten. Charlie hatte null Interesse an den Streitereien zwischen den verschiedenen Ressorts des öffentlichen Dienstes von San Diego, konnte aber das verbeulte Projektil nicht leugnen, das sie soeben in ein Probenglas klimpern ließ.

»Ich schließe mich hiermit deiner Paranoia an, Acocella. Ein paar Wochen im Bett, ein bisschen Krankenhausbrei, ordentlich Schmerzmittel, und der Kerl hätte überlebt.«

»Leck mich am Arsch. Damit krieg ich diesen Wichser von Walker dran.«

Charlie lächelte unsicher. Solche Kampfansagen gegen das Establishment in einer staatseigenen Einrichtung auszusprechen

weckten in ihr die Frage, ob sich zwischen all der Hightech-Ausrüstung vielleicht auch das eine oder andere Mikrofon verbarg. Noch wahrscheinlicher aber wurden all ihre Worte von Luis' eigenem Mikro aufgezeichnet. Auf Knopfdruck zeichnete es seine Kommentare auf und wandelte sie in Text um. Der komplette Abschlussbericht wurde dann an eine bestimmte Empfängerliste innerhalb städtischer und bundesstaatlicher Agenturen geschickt. Mit einem Zusatzbefehl konnte der gleiche Text auch noch an das EWSD in Washington gemailt werden. Das war das Letzte, was Charlie brauchen konnte – dass irgendein Wichtiger im Volkszählungsamt ihre Leichenhalle als Rebellenest klassifizierte.

»Das Leben in der Großstadt ist dem Kerl zum Verhängnis geworden«, sagte Charlie. »Am falschen Ort zur falschen Zeit.«

»Mmmmm«, gab Luis zurück und legte den Finger auf den Aufnahmeknopf.

Der Spracherkennungs-Processor war darauf ausgelegt, dem Pathologen die Arbeit zu erleichtern, die Technologie dahinter war allerdings, gelinde gesagt, verbesserungswürdig. Lange nachdem das blutige Tagewerk vollbracht war und die Leichen wieder im Kühlschrank steckten, saß Luis oft in seinem Büro und las die Transkripte Korrektur, die seiner Aussage nach eine Fehlerquote von gut zwanzig Prozent aufwiesen. Seine Autopsieberichte waren immer sehr gründlich, weshalb er oft Charlie die Drecksarbeit überließ und sich aufs Kommentieren konzentrierte, gleichzeitig verbal ins Mikrofon und händisch auf einem Notizblock.

»Männlich, weiß«, sagte er, nahm den Finger vom Knopf und grinste Charlie an. »Bin schon gespannt, was das Scheißding daraus wieder macht. *Kenntlich Greis? Sämtlich heiß?*«

»Du hast einen Akzent, Acocella. Kein Wunder.«

»Der Herr steh mir bei, dass jemand in diesem Land einen Akzent haben könnte.«

»Hey, ich habe angeblich auch einen, hab ich mir sagen lassen.«

»Mich würde ja brennend interessieren, wie dieses Teil deinen lieblichen Dialekt verunstaltet.«

»Maschinen, Mann.« Charlie schlurft zu John Does Hals, wo sich die zweite von vier Schusswunden befand. »Dieses Mikro? Das Telefon in deiner Hand? Du weißt schon, dass die uns am Ende richtig ficken werden, oder? Hast du jemals irgendwelche Probleme gehabt, mich zu verstehen?«

Sie schaute von der Leiche auf und sah seinen Finger über dem Aufnahmeknopf verharren. Auch ihr Körper erstarrte, als sie begriff, was sie da gesagt hatte. Es mochte spät am Abend sein, sie mochten hier in einer Leichenhalle stehen und ihre Arbeit in Wolken von üblen Gerüchen verrichten, aber dieses gemeinsame Verharren war voller sandig weicher Texturen und blumiger Duftnoten, besser noch als der faszinierende Moment beim Zigarettenanzünden vorhin.

»Niemals«, sagte Luis.

Charlie klappte das Plastikvisier herunter, um ihre Miene zu verbergen.

»Mmmmm«, sagte sie.

Er lachte, und sie war erleichtert, obwohl ihr Herz noch immer wild klopfte.

In den vierzig Minuten seit John Does Ankunft im Obduktionssaal hatte Charlie – während Luis sich gründliche Notizen machte und in sein Mikro sprach – dem Leichnam drei Projektile und eine Reihe innerer Organe entnommen, nur unterbrochen von kurzen Pausen, in denen sie kleine Gewebeproben abschabte und für spätere Untersuchungen in Konservierungsmittel versenkte. Luis' beharrliche Behauptung, John Doe müsse »jemand« gewesen sein, sagte an ihr, allerdings musste sie zugeben, dass er wohl recht hatte. Zähne stellten die kondensierte Lebensgeschichte eines Menschen dar, und John Does Backenzähne zeigten alle Anzeichen erstklassiger zahnärztlicher Fürsorge. Schließlich arbeitete Charlie sich in den rechten Oberschenkel vor und zog weit von der Schlagader entfernt einen blutigen Metallklumpen hervor.

»Na siehst du«, sagte Luis zufrieden.

»Was glaubst du?«, fragte Charlie. »Herzinfarkt?«

»Hol es raus, sehen wir es uns an.«

Charlie schob das Visier hoch und tupfte sich mit einem blauen Papiertuch den Schweiß von der Stirn.

»Ist eigentlich gar nicht nötig. Die lebenswichtigen Organe sind eindeutig verschont geblieben. Der Typ ist alt. Nicht in Form. Raucherlunge. Alkoholikerleber. Ein Kind in einem Halloween-Kostüm hätte ihn zu Tode erschrecken können. Vier Kugeln aus einer Uzi? Vergiss es. Herzinfarkt. Hundertprozentig.«

Luis überflog seine Notizen und drückte mit sichtlicher Genugtuung den Aufnahmeknopf.

»Todesursache nicht – wiederhole: nicht – ballistischer Insult. Fahren fort mit der Untersuchung des Herzens. Prüfen auf Verschlüsse. Sichtbare Kardiomyopathie, nicht auf die linke Kammer beschränkt. Könnte sich um eine arrhythmogene rechtsventrikuläre Kardiomyopathie handeln. Möglicherweise auch elektrische Störungen. Ein angeborener Defekt. Eventuell Brugada-Syndrom.«

Er klang richtig zufrieden. Charlie wusste, dass das nichts mit ihrer hervorragenden Arbeit zu tun hatte, sondern nur mit seinem aus ihrer Sicht kleinlichen Groll. Widerstrebend nahm sie ihr blutverschmiertes PM40 zur Hand. Sie wollte nicht, dass die Autopsie schon vorbei war, wollte nicht das Absaugrohr zücken und mit dem Saubermachen beginnen. War das nicht bescheuert? Sie wollte einfach nur mit Luis zusammen glücklich sein, ihm vorschlagen, die erfolgreiche Arbeit mit ein paar Drinks und vielleicht sogar einer zweiten Zigarette zu feiern.

Sie zerschnitt John Does Herzbeutel, schob die hohle Hand unter sein Herz und legte die Finger darum. Warm wie ein Wüstenstein. Sie setzte das PM40 an, entfernte die vaskulären Verbindungen, legte das Skalpell zur Seite und hob das Organ heraus. Sie wiegte den müden, rotbraunen Muskel in ihren Händen und trug ihn zum Untersuchungsbecken, nur um festzustellen, dass sie ihn nicht loslassen wollte.

Wie oft schon hatte sie ein Herz in ihren Händen gehalten? So ein kitschiger Gedanke hatte keinen Platz im zynischen Hirn einer Charlene Rutkowski. Während Luis monoton in sein Mikrofon redete und von ihrer Melancholie nichts mitbekam, ließ sie sich von der inneren Wärme des Herzens die Sinne benebeln, bis sie es nicht mehr nur als John Does, sondern auch als ihr eigenes empfand. Das Klopfen in ihrer Brust verlangsamte sich, Schlag um zitternden Schlag, bis es so reglos war wie das Stück Fleisch in ihren Händen. Charlie hatte ein seltsames Gefühl, als hätte ihr selbst eine unsichtbare Hand in die Brust gegriffen – Milliarden unsichtbarer Hände gar, die in jeden Brustkorb auf der Welt griffen. Hände, die unsagbar geschickten Laborassistenten gehörten, die prüften, drückten und schlitzten, um herauszufinden, ob die Menschheit noch am Leben oder die ganze Herde schon vor längerer Zeit gestorben war.

Viele Tage später, als sie einen kurzen Moment Gelegenheit fand, sich mit irgendetwas anderem als dem nackten Überleben zu befassen, sagte sie sich, dass vielleicht alles ganz anders gekommen wäre, hätte sie dieses Herz nur weiter in ihren Händen gehalten. Die unsichtbaren Hände hätten dann wiederum sie gehalten, alle Menschen gehalten, der Menschheit die Chance gegeben, einen anderen Weg einzuschlagen. Aber sie konnte es nicht ewig festhalten. Der ausgeweidete Leichnam neben ihr rührte sich, ganz aus eigener Kraft, und sie ließ das Herz fallen. Es klatschte nass auf den Boden. Sofort wurde die unsichtbare Hand sichtbar. Es war die schlanke weiße Hand Fred Astaires, und mit wachsendem Grauen erkannte Charlie, dass sie diese Hand ergriffen hatte und nicht mehr loslassen konnte.

Fred lächelte. Er hatte weder Zähne noch Zunge, nur ein schwarzes Loch.

»Tanz mit mir!«, sagte er keck.

»Nachdem der Tod eingetreten ist ...«

»Es gibt solche Fälle. Ich meine, ich hab mal *gelesen* ...«

Die Leiche schlug die Augen auf. Es klang wie ein Zungenschmalzen, ein hämischer Kommentar auf das dümmliche Gestammel einer überholten Spezies. Luis' letzte nichtssagende Worte prallten ringsum von den metallischen Oberflächen ab, als die Leiche anscheinend auf Luis' Stimme reagierte, abermals die Halsmuskulatur anspannte und den Kopf drehte. Da lag er, John Doe, und starrte Luis Acocella an. Die Augen unter den schlaffen Lidern waren trüb von Schleim. Die Iriden, einst schwarz wie frischer Kaffee, hatten sich mit einer inneren Milch zu Cappuccino verwandelt. Luis neigte sich ein Stück nach links, wie er es auch getan hätte, um die Absichten eines nicht angeleiteten Hundes zu ergründen. Der Blick der Leiche folgte ihm. Die Bewegung war abgehackt, aber das war nur verständlich – die Augäpfel hüpfen in vertrockneten Höhlen.

»Ist das ...« Charlie starrte Luis an. »Acocella. Luis. Ist das ...«

Er antwortete nicht, denn was immer ihre Frage sein mochte, die Antwort lautete definitiv sowohl *Aber so was von* als auch *Auf gar keinen Fall*. Dafür reagierte John Doe. Die Leiche drehte den Kopf in Charlies Richtung. Noch mehr Blut floss kalt und zäh wie Sirup aus der klaffenden Wunde in seinem Hals. Die weißen Augen richteten sich auf sie. Da war fast etwas Sanftes in ihnen, wie der graue Star eines alten Haushundes. Gleichzeitig wirkten sie unerbittlich wie Marmor.

Luis' Hand bewegte sich automatisch, diesmal aber nicht, um ein Kreuz zu schlagen, sondern zum Aufnahmeknopf an seinem Ohrhörer. Was immer hier gerade geschah, musste aufgezeichnet werden. Jefferson Talbot mochte die Wahl zum Obersten Gerichtsmediziner gewonnen haben, aber Luis Acocella würde derjenige sein, der richtig reagierte. Außerdem könnte es ihn davon abhalten, den Verstand zu verlieren. Er drückte den Knopf.

»John Doe bewegt sich.« Seine Stimme klang fern und dünn. »Derselbe John Doe, der am 23. Oktober vom Sankt-Michaels-Krankenhaus an die Gerichtsmedizin von San Diego überführt

wurde. Der geschätzte Todeszeitpunkt war vor vier ...« Er schaute in seine Notizen: beruhigend strukturierte Kästchen zum Ankreuzen und Zeilen zum Ausfüllen. »Fast viereinhalb Stunden, und er wurde ...« Er schaute auf die Uhr. »Vor dreieinhalb Stunden offiziell für tot erklärt. Die lebenswichtigen Organe sind vollständig entnommen. Aber er bewegt sich. Wiederhole: John Doe bewegt sich auf eine Weise, die nur als zielgerichtet ...«

Die Leiche hob den rechten Arm in Richtung Charlie.

Luis' erster Eindruck von dieser Geste, den er bis ans Ende seiner Tage mit sich tragen würde, war keiner der Bedrohung. John Doe war aufgewacht, und sein erster Instinkt bestand darin, Kontakt aufzunehmen. Wer konnte schon sagen, was er suchte? Nähe, Hilfe, Schutz? Aber sein rechter Deltamuskel, erst von einer Kugel und dann von Charlies Skalpell beschädigt, hatte nicht die Kraft, diese Geste zu Ende zu bringen. Der Arm sackte durch.

Die Handbeuger waren allerdings nicht beeinträchtigt. Seine Finger krümmten sich, entspannten sich, krümmten sich wieder. Diese Bewegung wirkte schon ganz anders. Da war kein sehnächtiges Öffnen der Hand. Dies waren Klauen, die etwas ergreifen wollten – ein Bild, das durch John Does gelbliche, gesplitterte Nägel weiter an Schärfe gewann. So unschuldig er sich in den ersten paar Sekunden nach Charlie gesehnt haben mochte, begehrte er sie jetzt auf andere Weise. Die halb geschlossenen Augen richteten sich auf sie. Charlie machte einen Schritt zurück und stieß mit der Hüfte lautstark gegen das Metalltablett mit dem Operationsbesteck.

Luis hörte das scharfe *Zing*, mit dem sie ihr PM40 vom Rollwagen fischte. Obwohl ihr bleiches Gesicht und die zitternden Hände eindeutig von Furcht zeugten, schien sie noch nicht in Panik geraten zu sein. Sie hielt das Skalpell einsatzbereit. Das war gut, auch wenn Luis der Blick nicht gefiel, mit dem sie John Does verkrampte Finger bedachte. Es war der Gesichtsausdruck einer Dame am Rand der Tanzfläche, die von einem widerlichen Kerl aufgefordert wird.

Unbedingt weiterreden, sagte er sich. Und drückte den Knopf am Headset.

»Ich habe von ein paar Fällen von postmortalen Krämpfen und Zuckungen gelesen. Aber hier handelt es sich um viereinhalb Stunden nach dem Todeszeitpunkt. Der Arm, der Kopf – sie bewegen sich gezielt. Das ist ...«

»Ich weiß, was das ist«, fauchte Charlie. »Ein Mann, der mich anstarrt.«

»Das ... ist doch lächerlich.«

»Gib das mal zu Protokoll«, sagte Charlie.

Die Leiche versuchte sich aufzusetzen. Was ihr natürlich misslang; der Y-Schnitt hatte seinen Bauchmuskeln die Spannkraft genommen. Aber der Versuch war nicht zu leugnen. Die faltigen Schnittwunden zitterten unter der Kruste aus getrocknetem Blut. Der große Gesäßmuskel, der bislang schlaff auf dem Tisch gelegen hatte, spannte sich an. John Doe wippte sachte von einer Seite zur anderen, machte sich mit seinem Gleichgewichtssinn vertraut. Er wirkte wie ein Kleinkind, das unschuldig und voller Ehrgeiz versucht, sich zum ersten Mal ohne fremde Hilfe auf den Bauch zu drehen.

Dieser Vergleich traf Luis mit der Präzision eines Skalpell-schnitts. Er dachte an Rosa, die jetzt sicher schon mit einem engelsgleichen Lächeln auf dem Gesicht im Bett lag. Sie war einmal schwanger gewesen, ein Umstand, den sie mit gedankenloser Begeisterung gefeiert hatten – bis zu ihrer Fehlgeburt. Rosa hatte ihn während der Arbeit angerufen und gesagt, sie fühle sich nicht gut. Statt sofort nach Hause zu kommen, hatte Luis ihr geraten, erst ihre Frauenärztin zu kontaktieren. Rosa hatte aufgelegt und kurz darauf im Badezimmer im ersten Stock eine Fehlgeburt erlitten. Danach schrubbte sie das ganze Zimmer gründlich aus, damit er keinen Tropfen Blut zu Gesicht bekam. Bei den darauffolgenden Untersuchungen wurden bei Rosa Abnormitäten im Uterus diagnostiziert, die eine erfolgreiche Schwangerschaft nicht nur unwahrscheinlich, sondern sogar gefährlich machten. Luis versicherte Rosa, dass ihm das nichts ausmachte, aber manch-

mal, wenn er sich im Mondschein durch das Badezimmer tastete, spielten seine schlaftrunkenen Sinne ihm vor, die Fehlgeburt verstecke sich scheu in der Badewanne, hinter dem Klo, im Handtuchschrank, wo sie sich irgendwie von Müll ernährte und darauf wartete, sich der Familie zu offenbaren.

Einen kurzen Moment lang war John Doe dieses neugeborene Kind, aber diesmal hatte es Luis direkt vor seiner Nase und konnte etwas dagegen tun. Wenn seine Assistentin aus dem Weg ginge, könnte er sich neben die Leiche stellen, sanft eine Hand auf den angespannten Leib legen, beruhigende Worte flüstern, Entschuldigungen, was auch immer nötig war.

»Charlie, zurück«, sagte er.

Ihr Blick wich nicht von dem Leichnam. Sie hatte die Hand fest um den Griff des Skalpells gelegt.

»Rutkowski«, zischte er. »Zurück.«

Es war genau wie bei der Fehlgeburt. Er hatte zu lange gezögert, bis er zu Hilfe gekommen war. John Doe wackelte hin und her und entwickelte schließlich genug Schwung, um mit dem Oberkörper durch seine eigenen Körperflüssigkeiten zu rutschen und über die Kante des Seziertisches zu kippen. Es war ein hässlicher, profaner Sturz. Die steifen Glieder ruderten, die Genitalien flatterten, der Fleischvorhang seiner zerteilten Brust kräuselte sich. John Doe landete mit lautem Klatschen auf dem Fußboden und besprenkelte Charlies Beine mit schleimiger Flüssigkeit. Sie taumelte nach hinten und riss mit der freien Hand den Rollwagen mit dem OP-Besteck mit sich. John Doe ruderte mit Armen und Beinen wie ein auf dem Rücken liegender Käfer mit seinen Fühlern.

»Nicht tot«, sagte Charlie. »Was hab ich getan?«

»Er ist tot«, sagte Luis.

»Ich habe ihm die Eingeweide rausgeschnitten!«, rief sie. »Was hab ich getan?«

»Du hast gerade sein verfucktes Herz fallen lassen!«, schrie Luis.

»Er ist tot! Er ist tot!«

Wollte er sich selbst davon überzeugen? Oder die Leute, die sich einmal seine Aufzeichnungen anhören mochten? Er schaute

zu Boden. Das Herz lag keinen Meter entfernt, flach wie eine Handtasche. Von einem plötzlichen Impuls getrieben, versetzte er ihm einen Tritt, um Charlie zu beweisen, dass sie Schwachsinn erzählte. Das Herz weinte beim Aufprall rote Tränen und klatschte gegen John Doe – beim Billard hätte man von Bandenspiel gesprochen. Das erregte die Aufmerksamkeit der Leiche. John Doe suchte nach Charlie, die jetzt ärgerlich weit weg stand. Er nutzte die nahen Tischbeine, um sich auf den Bauch zu drehen. Fing an, sich auf dem zerschlitzten Bauch vorwärts zu ziehen. *Mein Baby, dachte Luis wahnsinnig, es kann schon krabbeln.*

John Doe stützte erst einen Ellbogen auf, dann den anderen, der trotz der zerteilten Schulter noch funktionierte.

»Was will es denn?«, rief Charlie flehentlich.

Eine wirklich gute Frage, dachte Luis. Denn der Leichnam *wollte* eindeutig etwas, spürbar dringend und verzweifelt. Luis dachte an die Passanten am Schauplatz der Schießerei, wie wenig sie sich für Leben oder Tod interessiert hatten, wie schnell sie sich wieder dem betörenden Glanz ihrer technischen Spielzeuge gewidmet hatten, die auch er so liebte, wie wenig sie alle, er eingeschlossen, irgendetwas *Echtes* erleben wollten. Erst dieser Leichnam hatte das *Wollen* mit einem Schlag wieder greifbar gemacht; sein *Wollen*, sich ihnen unbedingt zu nähern, und ihr plötzlich wiedererwecktes *Wollen*, am Leben zu bleiben.

John Does Gliedmaßen, bedeckt von einem glitschigen Film aus Autopsierückständen, kämpften verbissen um Halt. Er rutschte weiter auf Charlie zu, die nicht mehr in der Lage schien, sich zu bewegen.

»Halt«, befahl sie.

Der Leichnam gehorchte nicht. Sein Unterkiefer klappte auf. Blutiger Geifer rann sein Kinn hinab. Er wuchtete sich voran. Die Wirbelsäule krümmte sich, und Luis fragte sich, ob der entleerte Torso und die entfernten Rippen zu einem kompletten Bruch des Skeletts führen würden. Noch war es offensichtlich nicht so weit – John Does linke Hand legte sich um Charlies Tennisschuh.

Charlie warf den Rollwagen um. Skalpelle, Proben, Zangen, Messer und Scheren fielen mit solchem Getöse auf die Kacheln, dass Luis glaubte, der Lärm würde ewig widerhallen. Er sah, wie John Does rechte Hand auf einem Skalpell zum Liegen kam. Und wieder war es wie bei einem Baby. Leg etwas in seine Hand, das Baby wird es ergreifen. Die Finger der Leiche schlossen sich um das PM40. Die rasiermesserscharfe Klinge schnitt so tief in alle vier Finger, dass sie gegen den Handrücken umklappten.

Luis zuckte zusammen, vom väterlichen Drang erfasst zu trösten, aber in John Does Miene lag kein Schmerz. Es schien ihm nichts auszumachen, die Hälfte seiner Finger zu verlieren. Immer weiter schleppte er sich auf Charlie zu, während Luis reglos dastand und tonlos die simplen Fakten des Geschehens wiedergab (»Er kriecht vorwärts. Ich kann die Kontraktionen der Muskeln durch die Austrittswunde im Oberschenkel erkennen«), ohne irgendetwas dagegen zu unternehmen.

Charlie hingegen reagierte; sie reagierte immer als Erste. Luis hatte schon oft das Gefühl gehabt, dass sie in der echten Welt zu Hause war, während er im Äther seiner Ideen umherschwappte. Charlie hatte immer neue Geschichten über Partys in ihrer Jugend zu erzählen, über Alkohol und Drogen, wie sie sich gegen Widerlinge und Grapscher – von Vorgesetzten bei irgendwelchen Scheißjobs bis hin zu Professoren im Medizinstudium – zur Wehr hatte setzen müssen. Dreimal war sie in der Bronx ausgeraubt worden. Zweimal hatte sie ihren besoffenen alten Vater Maury Rutkowski bei Kneipenschlägereien verteidigt. Einmal hatte sie einen Einbrecher außer Gefecht gesetzt, der gerade ein Spirituogeschäft ausrauben wollte.

Jetzt bäumte Charlie Rutkowski sich auf und trat mit voller Wucht zu. Die Spitze ihres Turnschuhs traf den Leichnam satt am Kinn. John Does Kopf schnappte nach hinten. Das Gewicht des eigenen Schädels zerrte ihn scharf nach rechts. Sein Beckenknochen rotierte durch die eigenen zähflüssigen Körperflüssigkeiten, dann starrte er Luis an. Zwei Zähne fielen auf einer Kas-

kade pinkfarbenen Schleims zwischen seinen Lippen hervor. Als wäre nichts geschehen, kroch er weiter, jetzt auf Luis zu.

Die Bewegung riss Luis endlich aus seiner Erstarrung. Anders als Charlie verfügte er nur über wenig Heldenmut, aber wenn er die Nerven behielt, konnte er sich vielleicht trotzdem noch nützlich machen – sein Bericht dieses Ereignisses, worum es sich hierbei auch immer handelte, musste die Öffentlichkeit erreichen, bevor das nächste unmögliche Ereignis dies verhinderte. Er riss sich das Headset vom Kopf und rannte zum Computer, sprang so hastig auf den Schemel, dass er fast auf der anderen Seite heruntergefallen wäre. Seine behandschuhten Finger schmierten haluzinogenrotes Blut auf die weiße Kunststoffmaus. Er suchte nach der EWSD-App, klickte daneben, machte noch einen Anlauf, klickte abermals daneben.

»Succinyl«, rief Charlie. »Wir pumpen ihn mit Succinyl voll.«

»Hol es her«, sagte er sofort.

Luis hörte Schuhe in Plastiküberziehern davoneilen, gefolgt vom Quietschen eines sich öffnenden Autoklavs. Ein leises *Klirr* signalisierte die Entnahme einer Spritze. Luis' Aufmerksamkeit wurde auf ein nahes Schmatzen gelenkt, und er schaute nach links und sah, dass John Doe ihm gefolgt war. Der Leichnam zog eine breite Spur aus Blut und anderen Flüssigkeiten hinter sich her. Luis fluchte, klickte die EWSD-App an, einmal, dreimal, aber nichts passierte.

»Scheiße!«

Ein fließender Schatten: Charlie hechtete an ihm vorbei. Luis hörte ihren Schlüsselbund klimpern, als sie die Glastür des Medizinschränchens öffnete. So, wie sich seine Hände gerade benahmen, hätte er zehn Versuche dafür gebraucht. Wieder schaute er nach John Doe. Das Ding hatte die Hälfte der Distanz zu ihm zurückgelegt und war nur noch etwas über drei Meter entfernt. Der Rücken des Toten rutschte immer tiefer in seine leere Bauchhöhle, die Wirbelsäule wurde zum gezackten Rückgrat eines Reptils. Die milchigen Augen der Leiche leuchteten auf, als sich auf dem Bildschirm endlich die EWSD-App öffnete.

Luis zischte triumphierend und verband sein Headset mit dem Kabel, das im Rechner steckte. Der Mauszeiger flog über die Benutzeroberfläche, klickte auf ein Menü, rutschte die Liste der Einstellungen hinab. Zu weit. Die falsche Einstellung.

»KACKE KACKE KACKE KACKE!«

Er klickte auf *Zurück*, woraufhin der in allen Farben pulsierende, als »Circle of Death« bekannte Ring erschien, der einen Ladevorgang anzeigte. Er wandte den Kopf. John Doe war noch zwei Meter entfernt und wurde von der Ecke eines Schränkchens aufgehalten, die sich in seiner Leiste verhakt hatte. Auch hatte sich der linke Flügel seiner geöffneten Brust an einer trockenen Bodenkachel festgesaugt. John Doe mühte sich weiter ab, bis das Fleisch straff gespannt war. Luis sah zu, wie die behaarte Epidermis abriss und die Beigetöne des darunterliegenden Fettgewebes zum Vorschein kamen.

Blick zurück auf den Bildschirm. Der Circle of Death rotierte noch immer.

Ein scharfes Splittern, ein Schrei. Er schaute auf und sah Charlie, in einer filmreifen Pose des Entsetzens erstarrt, beide Hände in die Luft neben ihren Ohren verkrallt. Die Spritze lag zerbrochen zu ihren Füßen.

»Ach, scheiße!«, heulte sie.

»Plastik!«, rief er. »Nimm eine aus Plastik!«

»Schrei mich nicht an!«

»Du hast das Herz fallen lassen. Du hast die Spritze fallen lassen. Hör auf, Sachen fallen zu lassen!«

Charlie rannte auf der Suche nach einer neuen Spritze los. Blick zurück auf den Monitor, auf dem erneut der Hauptbildschirm der App angezeigt wurde. Luis öffnete ganz behutsam das Menü und klickte auf den Reiter für einen neuen EWSD-Eintrag.

Neben dem Schränkchen lag ein langes Stück Fleisch wie eine tote Schlange. John Doe hatte sich glatt sein eigenes Hüftgold zerrissen. Der tote Körper war noch anderthalb Meter von Luis entfernt. Er zog sich auf dem unversehrten Arm ein paar Zentimeter weiter und streckte trotz der Entfernung die Hand nach

ihm aus. Sobald sich die Finger um nichts schlossen, kroch er weiter. Das Ding war dumm, begriff Luis. Aus unerfindlichen Gründen versetzte ihm die Erkenntnis einen Stich, als hätte er damit auch sich selbst und allen Menschen, die er kannte, einen Vorwurf gemacht.

Charlie stand plötzlich dicht neben ihm, versenkte die Nadel einer neuen Spritze in einem Fläschchen und zog sie auf. Die durchsichtige Spritze füllte sich mit Flüssigkeit. Succinylcholin, ein depolarisierendes Muskelrelaxans, das binnen Sekunden wirkte und in der Anästhesie breite Anwendung fand, um zum Beispiel Intubationen zu erleichtern. Zu viel hingegen konnte tödlich sein. Aber Luis hatte längst jedes Konzept für *tödlich* verloren. Er sah zu, wie Charlie den gesamten Inhalt des Fläschchens in die Spritze aufzog.

Abermals der Blick zum Bildschirm. Das Icon der transkribierten Audiodatei wartete so unscheinbar wie die zahllosen anderen, die er im Lauf seiner Karriere hochgeladen hatte. Er machte einen Rechtsklick und drückte auf *Abschicken*. Er wartete verzweifelt auf die Bestätigung, bekam sie aber nie zu sehen.

Ein eisiger Schraubstock schloss sich um sein Fußgelenk.

John Doe hatte Luis mit der rechten Hand ergriffen, deren Finger vom Skalpell zerschnitten waren. Als Luis nach ihm trat, wackelten die vorderen Fingerglieder, nur noch durch dünne Gewebefäden mit der Hand verbunden, wie offene Schnürsenkel umher.

Der Leichnam konnte ihm nichts anhaben, dachte Luis, und ein schwacher Lichtstrahl wissenschaftlicher Neugier drang durch die Panik. Vielleicht hatte er die Datei voreilig ans EWSD geschickt. Vielleicht gab es noch mehr zu lernen. War das nicht die zentrale Aussage der Plakette über der Tür? *HIER IST DER ORT*.

John Does Kopf ruckte nach vorn. Seine klappernden Zähne schrappten wie Porzellan an Luis' Hosenbein entlang.

Luis entfernte sich ein paar Schritte von seinem Hocker.

»Was zur Hölle?«, rief er.

»Er hat versucht, dich zu beißen«, sagte Charlie verdattert.

»Fuck!«

»Geh zur Seite«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich bin so weit.«
Sie hob die Spritze, den Daumen am Kolben, und ging in die Hocke. Luis legte den rechten Arm um ihre Hüfte.

»Charlie, warte.«

John Doe kam näher. Seine linke Hand berührte ein Bein des Hockers. Er zog probeweise daran. Der Hocker stellte sich auf das Bein, ehe er wieder zurückkippte. Die hellen Augen der Leiche studierten diese interessante Entwicklung. Wieder dieses Säuglingsverhalten, das Spiel mit Gegenständen, die Beobachtung, wie sie reagierten. Nein, dachte Luis, so durfte er nicht denken, schließlich wollten sie das Ding unschädlich machen.

»Geh nicht zu nah ran«, sagte er. »Du könntest dich infizieren.«

»Du meinst, das ist eine Art Krankheit?«

Mit einem lauten Knall fiel der Hocker um. John Doe zuckte nicht mal, obwohl die Sitzfläche kaum einen Zentimeter vor seinem Gesicht auf die Fliesen krachte. Ein paar Sekunden lang starrte er den Schemel an, als müsse er entscheiden, ob es sich dabei um Beute handelte. Dann drehte er den Kopf und sah Luis und Charlie an. Sein Mund klappte auf und zu, auf und zu, die Kiefer durch schleimige Fäden verbunden. Er stemmte die Hände gegen den Boden und robbte weiter auf sie zu.

»Ich greife ihn von hinten an«, sagte Charlie. »Intramuskulär.«

»Nein, lass das!«

»Warum denn, zum Teufel?«

Luis zog sich noch ein paar Schritte zurück, außer Reichweite der Leiche, und schleifte Charlie mit sich.

»Was, wenn es nicht funktioniert?«

»Acocella! Hier ist genug Curare drin, um einen T-Rex plattzumachen.«

»Denk doch mal nach! Er atmet nicht. Er hat keine Lunge mehr. Er hat nicht mal ein Herz! Was soll Succinyl denn da ausrichten?«

»Wie bewegt er sich denn überhaupt? Läuft der mit Batterien?«

Luis machte sich Vorwürfe für seinen scharfen Tonfall. Es muss eine Erklärung geben. Bleib ruhig. Bleib professionell. Er betrach-

tete das Ding – nein, den *Leichnam*. John Does Augäpfel richteten sich abwechselnd auf Charlie und ihn. Die Lippen schoben sich zurück, die Zähne kamen zum Vorschein. Ein Muskel in seiner Seite zuckte unkontrolliert. Batterien. Charlie hatte recht. Im Kleinhirn dieses Wesens musste sich irgendeine Energiequelle verbergen. Luis' Blick glitt die groteske Schleimspur der Leiche bis zu ihrem Ursprung entlang und fiel auf das Smartphone auf dem Arbeitstresen, das vor ungelesenen Nachrichten glühte.

»Vielleicht drahtlos?«, flüsterte er. »Wir haben alle kleine Computer bei uns und saugen wer weiß was für Strahlung auf. Vielleicht sendet irgendwas davon ein komisches Signal aus, das John Doe wie eine Stimmgabel trifft.«

»Die ganze Nummer ist schon verrückt genug«, sagte Charlie, »ohne dass du auch noch verrückt wirst.«

Sie hatte recht, sagte er sich. Dieses Ding konnte man nicht zur weiteren Beobachtung auf einen Tisch schnallen oder in einen Schrank schieben. Es war eine Fehlgeburt, wenn nicht gar *die* Fehlgeburt schlechthin – auferstanden auf einer Flutwelle verroteten Fruchtwassers. Rosa hatte sich um die im Badezimmer gekümmert, um diese hier würde er sich kümmern, damit niemand sonst ihren Anblick ertragen musste.

»Du wirst nicht schlecht über mich denken«, fragte er leise, »wenn ich das Ding töte?«

Charlie drehte sich zu ihm um. Der Saum ihres Kittels rieb sich an seinem.

»Wie du eben sagtest – das Ding ist schon tot«, meinte sie schlicht.

Luis schaute in die nordwestliche Ecke des Saals, Charlies Blick folgte seinem. Obwohl sie nie danach gefragt hatte, war ihr das schwarz-gelb gestreifte Schränkchen mit der Aufschrift *SDPD* bestimmt nicht verborgen geblieben. Auf manche Fragen gab es allzu offensichtliche Antworten, zumal in einem Land, wo Amokläufe kaum noch eine Nachrichtenmeldung wert waren. Luis wusste noch, dass er gegen die Installation des Polizeimagazins gestimmt und stattdessen ein größeres Budget für Latexhand-

schuhe gefordert hatte. Jetzt aber brauchte er, was sich darin verbarg. Es fühlte sich wie eine Niederlage an, vor der barbarischen Denkweise zu kapitulieren, die er als Arzt eigentlich bekämpfen sollte.

Sanft legte er die Finger um den Schlüsselbund in Charlies Hand. Er zog daran, aber sie wollte nicht loslassen. Es war wie in den romantischen Komödien, die er manchmal mit Rosa schaute, wenn eine Frau einen Mann am Schlips zu sich zog.

»Lass mich das machen.« Sie rang sich ein Lächeln ab und zuckte mit den Schultern. »Ich bin deine Frau Diener.« Sie betonte es genau richtig. Luis begriff, dass sie es immer nur der Komik wegen falsch ausgesprochen hatte – oder um ihn zu erfreuen. Wenn er sie je auch nur ein Fünkchen weniger für voll genommen hatte, als sie es verdiente, dann hasste er sich jetzt dafür.

Sein Versuch, ihr Lächeln zu erwidern, wurde vom harten, nassen Klatschen von John Does Handfläche auf dem Boden unterbrochen.

Luis rannte in die Ecke. Wie erwartet waren seine Hände zittriger als Charlies, trotzdem versenkte er den Schlüssel beim dritten Versuch im Schloss. Nachdem er den Riegel geöffnet hatte, der vom langen Nichtgebrauch rostig kratzte, zog er die Tür auf. Er wusste, was in dem Kasten war, und hatte erwartet, genau das zu sehen, was er sah, stockte aber dennoch, ehe er sich die Latexhandschuhe abstreifte. Er traute sich nicht, sie anzubehalten, wenn er genau zielen musste.

Er nahm den geladenen .38er-Revolver aus dem Waffenschränkchen.

Abgehackte Schläge hallten durch den Saal – Charlies stolpernde Schritte. Luis beeilte sich. Die Waffe lag so schwer in seiner Hand, dass er sich ausmalte, wie der Boden unter der Last nachgab, die Betonfundamente des Gebäudes zerfielen, die ganze Erde mit dem Fall der Menschheit einstürzte. Er blinzelte die Vision zusammen mit ein paar Schweißtropfen fort und drehte sich um. Charlie starrte den Boden an und war noch weiter vor dem Leichnam zurückgewichen, der sich bei seiner Verfolgung in den

Kabeln des Computers verheddert hatte. John Doe biss nach den Fesseln, grub die Schneidezähne so tief ins Druckerkabel, dass sich die Kunststoffummantelung löste.

Luis stellte sich neben Charlie, entsicherte den Revolver und richtete ihn auf John Does Kopf. Obwohl es das einzig Richtige war, rechnete er damit, dass Charlie ihm Einhalt gebieten würde. Sie tat es nicht. Luis konzentrierte sich ganz auf die raue Oberfläche des Abzugs, um die flüsternden Stimmen in seinem Hinterkopf zum Schweigen zu bringen, die sagten, dies sei die falsche Reaktion auf eine Fehlgeburt, und wenn er diesen Weg einmal einschlug, würde er ihn nicht mehr verlassen können.

Er drückte ab. Zum zweiten Mal an diesem Tag starb John Doe.

Gehirn weiter Impulse an die Gliedmaßen sendet. An seinen ... Mund.«

»Mit bereits einsetzender Leichenstarre? Und vollkommen zerstückelt?«

Charlie zitterte am ganzen Leib. Er fühlte, wie sie ihre Muskeln nacheinander wieder unter Kontrolle brachte, ehe ihre Hand die Ablagefläche entlang in Richtung Festnetztelefon wanderte. Sie lachte bellend. »Wen soll ich denn überhaupt anrufen?«

»Mein Vater hat gesagt, dass Gott die Leute zu sich holt, wann Er es für richtig hält.«

»Fang jetzt bloß nicht mit der Scheißreligion an.«

»Er hat gesagt, dass Gottes Plan Jahrhunderte braucht, um sich zu entfalten.«

»Acocella, sieh mich an. Du darfst jetzt keine spirituelle Krise bekommen.«

Obwohl er das Gefühl hatte, sich bei jeder Bewegung übergeben zu müssen, drehte er den Kopf. Charlie stand neben dem Telefon. Ihr vertrauter streitlustiger Gesichtsausdruck erfüllte ihn mit tiefer Dankbarkeit.

»Was hast du mir immer eingeschärft?«, fragte sie.

Luis zuckte mit den Schultern, auf denen ein Kettenhemd aus Erschöpfung zu lasten schien. »Rauchen. Du sollst mit dem Rauchen aufhören.«

»Du hast immer gesagt, bei dieser Arbeit geht es nicht um die Toten. Sondern um die Lebenden. Ich kann ja auch kaum klar denken nach dem, was gerade passiert ist. Aber wir müssen das irgendetwas sagen. Und zwar sofort. Ich weiß, du warst mal Messdiener, Acocella, aber hier geht es um Wissenschaft. Gott hat mit dem Mist nichts zu tun.«

Er betrachtete die polierte Arbeitsoberfläche. Ein gorgonischer Doppelgänger starrte zurück. Luis nickte zustimmend. Sein Zwilling sah weniger überzeugt aus.

»Gut«, sagte Charlie behutsam. »So, dann sag mir, wen ich anrufen soll.«

Da es für so etwas kein Protokoll gab, war die Notfall-Kontaktliste genau einen Namen lang. Luis atmete scharf ein. Der Anruf musste von ihm kommen, also sollte er besser auf Charlie hören und sich schnell wieder zusammenreißen. Was sich anfühlte, als müsste er entnommene Organe zurück in den eigenen Körper puzzeln.

Er kämpfte gegen den Schwindel und nahm den längeren Weg um die Leiche herum, passierte den klebrigen Ring aus Biomasse, wo John Doe vom Tisch auf den Boden gefallen war, den umgekippten Rollwagen mit den verstreuten Werkzeugen, die glitschige Schleimspur, die der Leichnam beim Vorwärtskriechen hinterlassen hatte, machte sorgfältig einen Bogen um Schädelstücke und Hirnreste. Er zog das Handy vom Ladekabel.

Ungelesene Nachrichten. Eine Menge. Er scrollte mit dem Daumen, und ein Zug aus Mitteilungen rollte vorbei, allesamt Sprachnachrichten von Rosa, deren Nachhut eine einzige Textnachricht bildete: RUF MICH AN. Kurz flackerte Ärger in ihm auf. Sie hatte ihn schon zweimal derart mit Nachrichten bombardiert – einmal hatte ein Rohrbruch die Küche unter Wasser gesetzt, einmal hatte sich ein Eichhörnchen ins Haus verirrt. Worum es sich bei dem gegenwärtigen Notfall auch handelte, sie würde sich gedulden müssen.

Er klickte auf die Favoritenliste, auch wenn Jefferson »JT« Talbot dort eigentlich nichts zu suchen hatte. Während es klingelte, starrte Luis John Does Fußsohlen an. Ganz gleich, ob man Industriemagnat oder obdachloser Bettler war, Fußsohlen waren der große Gleichmacher, eine Reminiszenz ans Kindesalter – die Baby-speck-Pölsterchen, die knubbeligen kleinen Zehen.

Du hast nichts Wehrloses getötet, sagte er sich. Das war keine Fehlgeburt.

Beim vierten Klingeln ging JT dran.

»Acocella«, sagte er.

JT hatte eine lebhaftere Art an sich, um die Luis ihn oft beneidete, gekoppelt mit der Fähigkeit, sich gekonnt an seine Umgebung anzupassen, je nach Bedarf Ausgelassenheit oder besorgte

Seriosität an den Tag zu legen. An diesem Abend aber hatte es Luis mit einem JT zu tun, den er so noch nie erlebt hatte, leer und wortkarg. Luis zögerte, fragte sich, ob sein vielleicht doch nicht so smartes Smartphone aus Versehen die falsche Nummer gewählt oder er JT aus dem Schlaf gerissen hatte. Unmöglich. Mitternacht in Las Vegas war wie sechs Uhr abends überall sonst auf der Welt, vor allem für eine Nachteule wie JT.

»Ich weiß, es ist spät«, sagte Luis. »Ich stell dich auf laut.«

Er legte sein Handy neben die Schüssel mit den Eingeweiden.

»Warum?« JTs plötzlicher Argwohn war ein willkommenes Lebenszeichen. »Wer ist noch da?«

»Charlene Rutkowski. Meine Assistentin.«

»Das ... Acocella, das geht nicht. Kein Lautsprecher.«

Luis und Charlie starrten einander an. Beide wussten, dass Jefferson Talbot nur zu gern Publikum hatte, und wenn er jemanden aus einer Unterhaltung ausschloss, sagte er auch klipp und klar, warum. Insofern war auch das für ihren Boss vollkommen untypisch.

»Alles klar«, log Luis. »Du bist nicht mehr auf Lautsprecher. Was ist los?«

JT lachte – das Kichern eines Kobolds.

»Sag du's mir, Acocella. *Dein* Name steht auf *meinem* Display.«

»Du klingst nicht gut, JT. Ist was passiert?«

JT schwieg. Luis hörte mehrere Stimmen im Hintergrund, doch nicht das lärmende Durcheinander eines Casinos oder einer Privatparty, wo man JT normalerweise vermutet hätte. Die Stimmen klangen grob und angespannt, wie strenge Beamte auf zu engem Raum.

»Eine Leiche ist plötzlich aufgewacht«, sagte JT beinahe etwas traurig. »Kommt das ungefähr hin?«

Es schien kälter im Obduktionssaal geworden zu sein, obwohl dies eigentlich unmöglich war. Luis hatte das Gefühl, selbst einen Y-Schnitt auf der Brust zu tragen, durch den sich sein ganzes Inneres nach außen stülpte und ihn leicht wie einen leeren Leichensack werden ließ. Er trauerte den Gedanken hinterher, die

ihn vor ein paar Minuten umgetrieben hatten – als er noch geglaubt hatte, das Grauen, das sie eben erlebt hatten, könnte auf diesen Raum eingegrenzt, desinfiziert und verbrannt werden, was auch immer nötig war. Aber JT wusste bereits davon. Was bedeutete, dass das Ganze viel größere Ausmaße hatte als angenommen. Luis glaubte zu spüren, wie sich seine Oberschenkelknochen und Schienbeine aus den verrottenden Extremitäten schälten. Er ging zugrunde. Sie alle gingen zugrunde.

»JT ...?« Es klang flehentlich, Lakai an großen Oberboss.

»Wie lange seit dem geschätzten Todeszeitpunkt?« Die Frage schien inzwischen Routine für JT zu sein.

»Viereinhalb? Fünf? JT, er hat sich aufgesetzt. Er ist hinter uns hergekrochen.«

»Après la mort.« JT kicherte finster. »Korrekt?«

»Du musst uns alles sagen, was du weißt«, sagte Luis.

Die Diskussionen im Hintergrund wurden lauter. Dumpfe Schläge ertönten, dann das Geräusch des Telefons, das aufgehoben und vielleicht heimlich an einen privateren Ort gebracht wurde. Im Anschluss klang JTs Stimme lauter, als heiseres Krächzen, wohl von einer vorgehaltenen Hand verstärkt.

»Ich habe eine Menge Scheiße gehört«, zischte er. »Hier sind ein paar Leute, die arbeiten beim – ich kann nicht darüber reden.«

»Wer?«, fragte Luis barsch. »Wo bist du?«

»Auf einer Party?«, sagte JT und lachte seltsam irre. »Rede mit mir, Acocella. Ich werde beobachtet. Ich kann nicht sagen, was ich sagen will.«

Luis' Wunschtraum eines verzweifelten JT war wahr geworden, aber er konnte sich nicht daran erfreuen. Gerade hätte er alles für eine Wiederkehr des hochmütigen, egozentrischen Jefferson Talbot gegeben. Hilfe suchend sah er Charlie an, aber die schüttelte nur den Kopf. Sie hatte das Haarnetz abgenommen, und die dicken Locken ringelten sich wie Schlangen über ihre bebende Brust. Luis räusperte sich.

»Wir hatten einen ... John Doe.«

»SDPD?«

»Ja.«

»Ich hab mir schon gedacht, dass du deswegen so spät noch bei der Arbeit bist. Habt ihr ihn obduziert?«

»Mhmm.«

»Kopfverletzung?«, fragte JT. »In welchem Zustand war sein Gehirn?«

Luis sah das Mündungsfeuer des .38ers vor sich. Er wollte nicht zugeben, dass er John Doe erschossen hatte. Nicht JT gegenüber, nicht einmal vor sich selbst.

»Es gab keinen Grund, sein Hirn zu untersuchen«, sagte er vorsichtig.

JTs Atem knisterte im Lautsprecher.

»Der gleiche. Verdammte. Mist.« Seine Stimme wurde schneidend. »Hast du schon was abgeschickt?«

Luis sah Charlie an. Ihre erhobenen Daumen wirkten wie eine frische Spritze Selbstvertrauen.

»Jawohl, Chef. Lokal und EWSD.«

»O Kacke, Mann!« Die lebhafteste Stimme, die über so viele Staatsbedienstete gebot, wurde piepsig. »Die werden jeden einzelnen EWSD-Bericht durchkämmen. Ruf sie an. Und zwar sofort. Du musst den Bericht zurückziehen. Das wird einen riesigen Shitstorm geben, und im Moment braut der sich direkt über unseren Köpfen zusammen, das kann ich dir sagen.«

Verwirrung legte sich wie Eingeweideschlingen um seinen Verstand. Luis versuchte, sie abzuschütteln.

»Was hätte ich denn machen sollen? JT, was soll ich denn *jetzt* machen?«

Aus JTs Handy drang eine undeutliche Bassstimme. Wer immer da bei ihm im Raum war, hatte sich genähert. Luis hörte, wie sein Boss mit jemandem redete, und legte den Kopf schief, um besser verstehen zu können. Charlie näherte sich, schlich um John Does zertrümmerten Kopf herum. Die tiefe Stimme am anderen Ende war nicht mehr als ein dumpfes Grollen. Dann war JT wieder am Apparat und räusperte sich knirschend.

»Acocella. Bist du noch im Leichenschauhaus?«

»Ja. Aber ...«

»Du musst unbedingt da bleiben. Bleib bei der Leiche. Wir werden ... Hilfe schicken.«

Charlie gestikulierte wie wild, er solle das Gespräch beenden. Luis fühlte sich gefangen und benommen.

»Wer ist *wir*?«, brachte er schließlich heraus.

»Tu einfach, was ich sage, Luis«, wimmerte JT. »Das wird bald alles ... weder du noch ich können da irgendwas ...«

»Nenn mich nicht Luis. Du hast mich noch nie Luis genannt. Ich bin fassungslos, dass du meinen Vornamen überhaupt kennst.«

»Leg endlich auf!«, fauchte Charlie.

»Bitte«, sagte JT flehentlich. »Wie lange sind wir schon Freunde?«

»Seit noch nie!«

JTs Stimme überschlug sich. »Jetzt hör mal zu, du kleiner Scheißlatino! Du bleibst verfuckt noch mal genau da, wo ich dir gesagt habe, dass du bleiben sollst! Du rührst dich keinen beschissenen Zentimeter von der Stelle.«

»Fick dich, du Schwuchtel!«, bellte Luis.

»Aufmüpfiger Chicano-Hurensohn!«

»Obrigkeitshöriger schwuler Hausneger!«

»Leg auf!«, schrie Charlie.

Ein seltsames Gurgeln blubberte durchs Telefon. Für Luis klang es fast wie das sprudelnde Blut aus einer Schlagader, wenn er einen noch frischen Leichnam anschnitt. Halb rechnete er damit, eine rote Fontäne aus dem Handy schwappen zu sehen. Aber schnell identifizierte er das grausige Geräusch als sanftes, verheul-tes Gelächter.

»Ja, Luis, ich kenne deinen Vornamen. Von Anfang an, schon als wir uns beide auf dieselbe Stelle beworben haben. Ich hab dich immer gemocht. Was du mir wahrscheinlich eh nicht glaubst. Du bist richtig gut in dem, was du tust. Was kann ich denn schon? Ich hab doch nur ... was? Ein freundliches Lächeln? Luis, es tut mir leid. Ich hab die Kontrolle verloren. Verstehst du? Ich hab hier überhaupt nichts mehr ... unter Kontrolle. Und es tut mir so leid. *Für uns alle*, Mann. Für uns alle.«

Das klang unmissverständlich nach Abschied. Charlie wedelte wie ein Semaphor mit den Armen, zog einen Finger über ihre Kehle, versuchte alles, um ihn zum Auflegen zu bewegen. Ihre Pantomime blieb wirkungslos. Ein guter Arzt legte nicht einfach auf, wenn er jemanden in der Leitung hatte, der dermaßen niedergeschlagen wirkte – selbst wenn es sich um Jefferson Talbot handelte.

»JT, beruhig dich.«

Die Antwort bestand aus einer Reihe harter Schläge, als das Telefon fallen gelassen wurde. In den meisten Fällen wurde besagtes Telefon dann wieder aufgehoben. Wer ließ schon freiwillig das Gerät zurück, das einen mit der großen weiten Welt verband? In diesem Fall hörte Luis allerdings Schritte, die sich entfernten. Nie hätte er sich die unvermittelte und dringende Sorge träumen lassen, die er plötzlich für seinen Boss empfand.

»JT!« Sein Schrei brachte eine Hängewaage zum Vibrieren. »Mach, dass du da rauskommst! Verschwinde!«

Luis klappte den Mund zu; er klang hysterisch. Eine geschlagene Minute – oder noch länger? – starrten er und Charlie einander an. Er wartete darauf, dass Charlie ihn anschrie, sie müssten sich genauso aus dem Staub machen wie JT. Er kannte seine Antwort bereits: Es gab Regeln für solche Situationen, es gab für alles Regeln.

Ein Knistern aus dem Handy, als doch noch jemand das Telefon aufhob.

Die Stimme war sehr tief, beinahe bodenlos.

»Wer ist da? Acocella, hat er eben gesagt, oder?«

Ja, Tatsache, wer war denn da? Luis' zog alle möglichen Antworten in Betracht. Las Vegas wurde von vielen Machthabern und Strippenziehern frequentiert, kein Ort eignete sich besser für verschwörerische Zusammenkünfte. Da konnte jeder am anderen Ende sein, Leute aus jeder erdenklichen Regierungsebene. Womöglich waren auf ihren Befehl hin bereits FBI-Agenten mit gellenden Sirenen – oder auch in raubtierhafter Stille – unterwegs zur Gerichtsmedizin im Balboa-Park.

»Wer spricht?«, fragte Luis zurück.

»Lindof«, sagte der Mann hörbar überrascht, als hätte Luis ihn an der Stimme erkennen müssen. Luis dachte nach. Gab es im Büro des Gouverneurs von Kalifornien einen Lindof? Oder beim Heimatschutz? Er glaubte nicht, aber sein Kopf war ohnehin von weißem Rauschen erfüllt.

»Schön für Sie«, sagte Luis. »Geben Sie mir wieder JT.«

»Sorry, Baby, das geht schlecht.«

»Jetzt hören Sie mal zu, Mr. Lindof. Sie holen auf der Stelle Jefferson Talbot und geben ihm das Telefon zurück, *sein* Telefon, oder ich rufe als Nächstes die *New York Times* an.«

»Ach ja? Und was wollen Sie denen erzählen? Wie wollen Sie das erklären?«

Der spöttische Tonfall war unerträglich. Leider hatte der Mann trotzdem nicht unrecht. Was hätte Luis einem Reporter mitteilen können, ohne sofort auf der für Bekloppte reservierten Mailbox zu landen?

»Ist das Ihre Schuld?«, fragte er. »Steckt die Regierung dahinter?«

Lindof kicherte. »Wie kommen Sie darauf, dass ich für die Regierung arbeite?«

»Dann eben nicht. Aber Sie wissen, wer verantwortlich dafür ist, oder?«

Teurer Zwirn raschelte beim Schulterzucken. »Eigentlich nicht.«

»Warum zur Hölle verschwenden Sie dann Ihre Zeit, um mit *mir* zu reden? Finden Sie es raus, verdammte!«

»Sie klingen ein bisschen panisch.«

»Ach nein! Natürlich bin ich panisch, scheiße. Was glauben Sie denn, wie hier gerade die Stimmung ist? Wir sitzen bestimmt nicht gemütlich zusammen und spielen UNO!«

»Wir?«, sagte Lindof zögernd. »Ist noch jemand bei Ihnen, Accella?«

Luis warf Charlie einen Blick zu und legte sich eine Lüge zu recht, aber sie nickte.

»So ist es. Wir«, sagte er. Charlie strahlte. »Und wir brauchen keine halbe Minute, um hier rauszukommen. Sie reden von Panik?«

Wir können gerne dem erstbesten Passanten auf der Straße erzählen, was hier passiert ist. Haben Sie eine Ahnung, wie schnell ein Foto heutzutage die Runde macht? Wissen Sie, wie viele wir schießen können, bevor wir hier verduften? Und das werden wir tun, Gringo, es sei denn, JT erklärt mir, warum wir das nicht tun sollten.«

»Hochinteressant«, sagte Lindof. »Aber ich fürchte, Mr. Talbot ist weg.«

»Dann holen Sie ihn zurück.«

»Geht nicht. Wir befinden uns im obersten Stock des Trump International Hotel in Vegas. Und wenn ich's richtig gesehen hab, ist Ihr Kumpel Mr. Talbot eben vom Balkon gehüpft. Heiliger Bimbam. Das sind vierundsechzig Stockwerke.«

Die Stille, die sich über den Autopsiesaal legte, erinnerte Luis an einen Urlaub in Colorado, als er und Rosa eines Morgens aus der Hütte getreten waren und die stumme Welt unter nahezu anderthalb Meter Neuschnee begraben gewesen war.

Jefferson Talbot, der Oberste Gerichtsmediziner, tot? Eine Figur mit solch rasantem Elan, vielleicht scheinheilig, womöglich promiskuitiv, aber so voll von strahlender Lebensfreude, sollte auf einer golden gestrichenen Terrasse zerschellt sein? Luis' Welt geriet zunehmend aus den Fugen. Wenn JT nicht mehr war, hatte er dann hier das Sagen? War das nicht immer sein Wunsch gewesen? In der erstickenden Stille des Saals verleugnete er nicht nur die Beförderung, sondern alle bisherigen beruflichen Ziele.

Aber die Stille war nicht vollständig. Das leise metallische Klopfen, das Luis bislang auf den Lüftungsschacht geschoben hatte, wurde lauter. Und die Klänge wiederholten sich nicht mit der Gleichmäßigkeit von Regen, der auf Fensterbretter prasselt, sondern unregelmäßig, als schlug jemand mit den Handflächen gegen eine verschlossene Tür.

Kurz darauf hatte auch Charlie das Geräusch bemerkt. Beklommen starrten sie beide in Richtung John Doe, warteten angespannt auf die nächste Stufe seiner grotesken Evolution, aber die Klänge kamen von woanders. Gemeinsam – als könnten koordi-

nierte Bewegungen der Situation etwas von ihrem Schrecken nehmen – wandten sie sich der Quelle zu.

Für das, was man schlicht als »Tiefkühler« oder »Kühlschrank« bezeichnete, bevorzugten die meisten Angestellten vor Ort die hippere, an Lagerfeuer erinnernde Bezeichnung »Kühlbox«. Durch automatische Schiebetüren wie im Supermarkt konnten die Arbeiter die Neuankömmlinge ungehindert auf Bahren in den klimatisierten Raum schieben, wo die Verstorbenen dann in einer Schrankwand aus Metallfächern bis zur anfänglichen Untersuchung, der Identifizierung durch Familienangehörige, der Autopsie oder der Ankunft ausstehender Rechtsdokumente aufbewahrt wurden. Zwei batteriebetriebene hydraulische Hebebühnen standen bereit, um die schweren Leichensäcke in die obersten Fächer zu bugsieren oder wieder herauszuholen. Gegenwärtig lagen mehr als hundert Körper in unterschiedlichen Verwesungsstadien in der Kühlbox.

Dem Klang nach regten *Die* sich jetzt auch.

Das Klopfen wurde zu einem Pochen, das Pochen zu einem Hämmern. Luis rief sich die Details der Konstruktion dieser Fächer vor Augen. Metallfedern verhinderten, dass die Auflagen im Innern verrutschen konnten. Aber nichts hielt die Körper auf den Auflagen fest. Es gab schlicht keinen Grund, Leichen zu fixieren. Ein leiser Gongschlag ertönte. Luis und Charlie zuckten gleichzeitig zusammen, denn es klang verdächtig nach einem Schädel, der an die Metalldecke seines Fachs schlug. Ein weiterer Gongschlag, dann noch einer, als immer mehr Leichen die Bewegung nachahmten. Schließlich ertönten weichere, umso abstoßendere Geräusche; schweres, lautes Klatschen, begleitet vom scharfen Knistern zerreißen der Leichensäcke.

Die Körper rollten sich aus ihren Fächern auf den Boden.

Luis würde abermals den .38er benutzen müssen, nur diesmal gegen sich selbst, um der wilden Abwärtsspirale seiner Gedanken Einhalt zu gebieten. Er sah Dutzende unförmige Leichensäcke vor sich, die wie fette blinde Maden über den Boden auf die Tür zukrochen. Wenn Charlie und er keine Geräusche machten,

würden diese Schrecken vielleicht noch eine Weile ziellos umherstreifen.

»Hallo? Acocella? Sind Sie noch dran?«

Lindofs Stimme erschreckte ihn. Genau wie JT ließ Luis sein Handy fallen. Anders als JT fing er es auf, ehe es den Boden erreichte.

»Mein Beileid bezüglich Mr. Talbot«, sagte Lindof. »Er scheint mir ein lustiger kleiner schwuler Kerl gewesen zu sein.«

Luis wurde schwarz vor Augen. Er musste sich dringend zusammenreißen. Wie so oft dachte er an jenen Augenblick, als ein herrischer Oberarzt ihm, zu dem Zeitpunkt noch idealistischer Assistenzarzt, ins Gesicht gesagt hatte, ihm fehle »der Biss«. Eine Beleidigung, die ihm dennoch eine wichtige Lebenslektion erteilt hatte.

Selbst der einsamste Leichnam – so hatte dieser Arzt ausgeführt –, der keine Angehörigen mehr hatte, die ihn identifizieren konnten, hatte trotzdem einen Einfluss auf die Lebenden. Sein Beispiel: Ein Bettlägeriger wird bei einem Einbruch erschossen. Man denke an die Ersthelfer, die mit der Erinnerung an die Saue rei leben müssen, die sie vorgefunden haben; an die Chirurgen, Schwestern, Krankenwärter und Praktikanten, deren geruhsame Nacht jäh gestört wird; an die Ermittler, die viele Wochen der Wahrheit hinterherjagen; an den Stab des Bezirksstaatsanwalts, der unter Druck steht, möglichst viele Verbrechen aufzuklären und sich persönlich einschaltet; an die Versicherungsvertreter, die ackern müssen, um jede Verantwortung von sich zu weisen; an den Vermieter, der auf den Mietschulden und auf dem wertlosen Krepel des Opfers sitzen bleibt. All diese Menschen bilden quasi die Zweitfamilie des Verstorbenen, und als Familie müssen sie zusammenhalten, wenn sie überleben wollten. Luis, Charlie, Lindof, wer auch immer – sie mussten zusammenhalten.

Charlie beschloss hingegen, auf Konfrontationskurs zu gehen.

»Ist JT wirklich gesprungen, Mr. Lindof? Oder hat da jemand nachgeholfen?«

»Charlie!«, zischte Luis.

Noch mehr knisterndes Raspeln aus der Kühlbox.

»Ah, eine Dame«, sagte Lindof. »Mit wem habe ich denn das Vergnügen, Baby?«

Charlie fletschte die Zähne.

»Nein!«, rief Luis. »Sag ihm nicht, wie du heißt!«

Das *Wusch* der automatischen Schiebetüren nahm er nur am Rande wahr. Dann aber starrte er zur Tür, wie er als Kind den geöffneten Kleiderschrank in seinem Zimmer angestarrt hatte. Neben ihm hatte Manolo geschnarcht und war ihm keine Hilfe gewesen. Er dagegen hatte immer gewusst, dass im Schrank etwas Unausprechliches lauerte.

Ein unförmiger weißer Leichensack schob sich in den Saal, der durch Hände, Füße und Kopf, die darin gefangen waren, eine abstrakte Form angenommen hatte.

»Sofort«, krächzte Luis, »Charlie, wir verschwinden jetzt sofort!«

Er schnappte sich den Schlüsselbund vom Tresen, hielt inne, nahm auch das Handyladegerät mit. Charlie rannte los, um von einem anderen Tresen ihre Handtasche aufzulesen, wobei sie einen Bogen um John Does blutige Schleimspur machte. Ihr Weg führte sie an der Tür zur Kühlbox vorbei, und Luis unterdrückte nur mit Mühe ein entsetztes Kreischen. Zwei weitere Leichensäcke waren hinter dem ersten aufgetaucht. Die Köpfe darin bäumten sich wie Ungeborene gegen den Reißverschluss ihrer Fruchtblase auf. Sie standen kurz vor der Geburt, während schon das verfaulte Fruchtwasser aus den Säcken rann. Sie krabbelten weiter, streckten begierig die Arme aus.

Luis rannte los und streckte die Hand nach Charlie aus. Noch nie hatten sie sich an den Händen gehalten, aber als sich ihre Handfläche verschwitzt und kräftig mit seiner verband, schien es fast, als wäre er, ganz wie John Doe, plötzlich mit neuem Leben erfüllt. Er wurde ruhiger, entschlossener. Sie würden diesen kriegenden Abscheulichkeiten entrinnen. Sie würden allen, die man von Vegas aus losgeschickt hatte, um sie mundtot zu machen, entkommen.

Luis ließ das Telefon direkt neben den .38er in die Tasche seines Kittels gleiten und riss sich Haarnetz, Schürze und Armschützer vom Leib. Charlie tat es ihm gleich. Es war gar nicht so einfach, sich auszuziehen, wenn man jemandes Hand festhielt, aber keiner von ihnen hatte die Absicht, die schützende Verbindung zu unterbrechen.

»Wohin?«, fragte Charlie.

»Rosa – ich muss erst nach ihr sehen, okay?«

»Ich komme mit, okay? Jetzt aber los, verdammt!«

Als sie den Parkplatz erreichten, schlug ihnen wie üblich nach dem kalten Leichenhaus die warme kalifornische Nachtluft entgegen. Luis' Schweiß brutzelte wie gebratener Speck. Die Luft war zum Schneiden dick und roch rußig. Die vielen Sirenen von Polizei- und Krankenwagen in der Ferne mochten für diese Tageszeit normal sein. Vielleicht aber auch nicht.

Auf dem Parkplatz standen nur zwei Autos. Luis' silberner Prius war eindeutig das verlässlichere Fahrzeug, und Charlie hatte keine Einwände. Als sie einander losließen, um einzusteigen, schnappte Charlie sich seinen Schlüsselbund, wogegen er wiederum keinen Widerspruch einlegte. Sie brauchten jetzt jemanden mit aggressivem Fahrstil am Steuer.

In der plötzlichen Stille des Autos begriff Luis, dass Lindof immer noch redete. Niemand hatte den Anruf beendet. Er plapperte fröhlich vor sich hin und kümmerte sich eindeutig nicht darum, ob ihm überhaupt jemand zuhörte. Mit jedem Wort aus dem Lautsprecher wollte Luis den Anruf dringender beenden, aber seine Aufmerksamkeit galt dem Stau, den es um diese Uhrzeit nicht hätte geben dürfen, und dem Rauch eines Unfalls, um den sich niemand kümmerte, und der bestürzenden Anzahl von Passanten, die wild auf den Bürgersteigen hin und her rannten. Er half Charlie, sich einen Weg zu bahnen, während er leise vor sich hin murmelte: »Gott hat mit dem Mist nichts zu tun. Gott hat mit dem Mist nichts zu tun. Gott hat mit dem Mist nichts zu tun ...«

Und doch hörte er unterschwellig immer noch Lindof zu. »Selbst wenn ihr wisst, wer ich bin, liegt ihr falsch. Ich bin nicht der, der

ich noch vor einer Stunde war, das kann ich euch aber flüstern. Ich bin jetzt viel besser, Baby, und eine Sache weiß ich ganz sicher: Ihr seid schlechter dran. Solltet ihr in Panik verfallen? Die Antwort darauf lautet ja. Ja, das solltet ihr unbedingt. Ihr solltet euch in eure vollgekackten kleinen Windeln machen. Wisst ihr, was ich glaube? Ich glaube, eure Welt steht kurz davor, im Meer zu versinken, Acocella, und meine Welt wird gleich emporgehoben werden wie ein verfickter Berg. Heiliger Bimbam, das gibt ein Spektakel.«

»Das hat was Poetisches! Ich finde, wir sollten diesen Acocella stante pede zum Hofdichter ernennen.«

Hoffmann wusste, dass man sie beim EWSD als »Poetin« verspottete. Sie war ja nicht taub. Dieser Witz jetzt ging aber offenbar nicht auf ihre Kosten. Elizabeth O'Toole lachte leise. Runde Tränen hingen wie Vergrößerungsgläser in ihren Augenwinkeln. Hoffmann war erleichtert von ihrer Reaktion. Sie wusste, dass Lachen für die meisten Menschen ein wichtiges Mittel zum Spannungsabbau war. In den vergangenen achtundvierzig Stunden hatte sich nicht einmal der Anflug eines Lächelns in dieses Büro verirrt. Worüber sogar Hoffmann etwas besorgt gewesen war.

Mittlerweile war 129-46-9875 nichts Neues mehr. Der Bericht enthielt dieselben Details über *Sie* und *Die* wie die übrigen dreihunderttausendsechshundertzweiundvierzig Meldungen in den letzten zwei Tagen. Das einzig Bemerkenswerte an diesem Bericht (abgesehen von der bescheuerten Transkription) war die Sendezeit. Hoffmann steckte ihn in den »Ursprung«-Ordner und versah ihn mit einem Klebezettel, auf dem in akkurater roter Schrift *Null-00:00* stand. Der nächste Fall, der vier Stunden und einundzwanzig Minuten später beim EWSD eingegangen war, wurde mit *Null-04:21* markiert und so weiter, eine neue Organisation für ein neues Zeitalter. Dieser Vorgang sorgte bei Hoffmann für ähnliche Entspannung wie das Lachen bei Elizabeth O'Toole.

Auf Hoffmanns Mitarbeiter hatte *Null-00:00* allerdings eine andere Signalwirkung. Statt dies als Startpunkt zu begreifen, sahen sie den Anfang vom Ende.

»Ich habe um diese Zeit jedes Jahr richtig Party gemacht, so kurz vor den Feiertagen, wisst ihr? Um zu feiern, dass ich es ein weiteres Jahr geschafft hab«, sagte John Campbell mit einem wehmütigen Lächeln. »Und dann hab ich mir immer gesagt: Na schön, aber wie wird wohl das nächste Jahr? Das war doch der Sinn der Sache, oder? Die Sorge, ob man morgen noch da ist, hält einen am Laufen.«

Hoffmann wusste, dass es John Campbell nicht besonders gut ging. Er hatte sein Kind an Leukämie verloren, und keine einund-

zwanzig Monate später hatte seine Frau die Scheidung eingereicht. Keine solide Grundlage. Er aß kaum und nahm hauptsächlich Kaffee zu sich. Obwohl er es unter die letzten vier geschafft hatte, was Hoffmann durchaus Respekt abverlangte, wusste sie, dass er als Nächster die Segel streichen würde. Aber das machte ihr nichts aus. Sie freute sich sogar darauf. John Campbell stand immer zu dicht neben ihr.

»Wird *irgendwer* von uns morgen noch da sein?« Elizabeth O'Toole wischte sich die Tränen weg. Hoffmann war seltsam enttäuscht, dass alle bis jetzt durchgehalten hatten.

»Davon rede ich doch«, sagte John Campbell mit Nachdruck. »Wenn es kein Morgen mehr gibt, bleiben wir hier alle auf unseren Fehlern sitzen. Mit allem, was wir getan haben, bevor die Potin unsere Uhr auf Null-null-null-null-null zurückgestellt hat. Jetzt werden wir mit unseren Fehlern konfrontiert. Ohne Hoffnung auf einen neuen Tag. Wisst ihr, was ich meine? Das wird verdammt noch mal die große Abrechnung für alles, was wir je falsch gemacht haben.«

»Klingt, als wären wir hier in der Kirche«, murmelte Terry McAllister.

»Wie meinst du das?«, fragte John Campbell sofort.

»Sagen die einem in der Kirche nicht genau das? Du sündigst, du kommst in die Hölle, und dann hält Satan dir fröhlich all deine Sünden vor, wie in dieser alten Fernsehendung.«

Das ist Ihr Leben, dachte Hoffmann. Sie mochte alte Fernsehendungen. Sie saß zu Hause und schaute Folge um Folge, mit Snacks und kurzen Pinkelpausen, bis es entweder exakt Mitternacht war – ihre Schlafenszeit – oder es keine weiteren Folgen mehr gab. Dann suchte sie sich die nächste Sendung.

»Nur sind wir eben noch nicht in der Hölle«, sagte John Campbell. »Wir sind immer noch hier.«

»*Die* aber auch«, sagte Terry McAllister.

»Und das heißt, *Die* haben uns das Versprechen genommen, dass wir nach dem Tod an einen besseren Ort kommen. *Die* – *Die* sagen uns: Nein, das war's. *Das war's*.«

»Hör auf«, sagte Elizabeth O'Toole. »Das ist doch Unsinn.«

»Das Leben war ein Geschenk.« John Campbell hatte Hoffmanns Rücklehne ergriffen. Sie spürte seinen heißen Atem und wünschte, er würde sich entfernen. »Und dieses Geschenk hat uns gehört. Wir sollten die Einzigen sein, die es uns nehmen können. Das ist unsere und nicht *Deren* Entscheidung.«

Zwei Tage später war John Campbell verschwunden. Hoffmann nahm an, dass er nach Hause gefahren war, um sich umzubringen. Sie empfand keine Trauer. Er hätte sowieso nicht mehr lange überlebt. Kurz darauf sagte Elizabeth O'Toole, dies sei das Ende der Welt, und Terry McAllister entgegnete, wenn dem so sei, warum zur Hölle hingen sie dann noch im Büro rum, wenn er zu Hause erstklassigen Tequila stehen hatte? Trotz der Umstände lächelte Elizabeth O'Toole. Sie würden zusammen sein können, wenn auch nur für kurze Zeit.

Elizabeth O'Toole fragte Hoffmann, ob sie mitkommen wolle, und fügte hinzu: »Wir sind nur noch uns selbst verpflichtet.«

Hoffmann wusste das Angebot zu schätzen. Sie schaute auf und sah Elizabeth O'Tooles gerötete Augen, die tiefen Schatten darunter, die strähnigen Haare. Sie würde diese Frau nicht vermissen, wünschte ihr aber dennoch das Beste. Elizabeth O'Toole hatte Hoffmann immer in Schutz genommen, wenn sie dem Spott der anderen ausgesetzt gewesen war. Auch das wusste Hoffmann. Sie war ja nicht taub.

Als Terry McAllister und Elizabeth O'Toole gingen, erhaschte Hoffmann einen kurzen Blick auf die Außenwelt. Tote Blätter wehten über die Straße und gesellten sich zu den wachsenden Müllhaufen, die sich in fünf Tagen ohne Straßenreinigung angesammelt hatten. Es waren viel zu wenig Autos zu sehen. Das bedrückendste Detail aber war ein totes Pferd, das um einen Hydranten gekrümmt dalag. Hoffmann spürte ein seltsames Verlangen, hinauszugehen und es sich anzusehen. Sie hatte noch nie ein Pferd aus der Nähe gesehen. Leider fehlte seine gesamte Körpermitte. Es bestand nur noch aus Kopf, Beinen und Rückgrat.

Das Statistische Bundesamt, zu dem das EWSD gehörte, hatte schon 2006 einen neuen Bürokomplex in Suitland, Maryland, bezogen, aber obwohl alle anderen Unterbehörden ins neue Hauptquartier umgesiedelt waren, war das EWSD in Washington geblieben. Zu Hoffmanns großer Erleichterung. Veränderungen in ihrem Arbeitsalltag brachten sie durcheinander. Allein beim Gedanken an die zwei Buslinien, mit denen sie jeden Tag nach Suitland hätte fahren müssen, wurde ihr ganz anders. Die anderen hatten auf einen Umzug gehofft und über ihr gegenwärtiges Bürogebäude gemeckert, einen kleinen, zweistöckigen, funktionalistischen, fensterlosen Betonkasten, verziert mit abstrakten Formationen aus Ziegeln und Eisen. Hoffmann hatte noch nie einen Gedanken an die architektonischen Qualitäten des Gebäudes verschwendet – bis sie hinter Terry McAllister und Elizabeth O’Toole die Tür abschloss und sie mit einer Möbelbarrikade verstärkte.

Das EWSD-Büro war ein uneinnehmbarer Bunker.

Hoffmann wanderte durchs Gebäude. Das hatte sie noch nie getan. Sie war nie neugierig gewesen. Im Untergeschoss entdeckte sie in begehbaren Speisekammern und Kühltruhen massive Vorräte unverderblicher Nahrung und gewaltige Reserven an Wasserflaschen. Obgleich ihr nicht wohl dabei war, ihren Posten am Computer so lange zu verlassen, widmete sie den gesamten Nachmittag der Katalogisierung der Bestände. Ihren Berechnungen zufolge konnte sie mit diesem Vorrat fast zweiundzwanzig Jahre lang überleben.

Erst nachdem sie schon seit Stunden wieder am Rechner saß, konnte sie das Gefühl einordnen, das sich ihrer bemächtigt hatte: Eine große Ruhe und die Klarheit zu wissen, dass sie genau da war, wo sie sein sollte. Gut möglich, dass sie für den Rest ihres Lebens keine direkte Konversation von Angesicht zu Angesicht mit einem anderen Menschen mehr würde führen müssen. Das erfüllte sie mit einer Leichtigkeit, die sie nie zuvor erlebt hatte. Vollkommen isoliert von all der unangenehmen Wärme, den Körpergerüchen, den lauten Stimmen, der alarmierend grellen Klei-

dung, dem plötzlichen Kommen und Gehen, den unvorhersehbar Bewegungen im Raum und den verwirrenden sexuellen Energien der restlichen Menschheit, fühlte sich Etta Hoffmann zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich glücklich.

Tage vergingen. Sie arbeitete weiter. Bereitede sich dreimal pro Tag eine Mahlzeit zu. Dosensuppe. Tiefkühlpizza. Brote mit Erdnussbutter, bis das Brot irgendwann schlecht wurde. Punkt Mitternacht legte sie sich zum Schlafen auf ein Sofa. Wochen vergingen.

Einen Monat nach 129-46-9875 waren etwa neun von zehn an das EWSD-Netzwerk angeschlossene Teilnehmer offline. Hoffmanns Berechnungen nach waren dies zweiundneunzig Prozent aller Krankenhäuser, fünfundneunzig Prozent aller Alten- und Pflegeheime und vierundsiebzig Prozent aller Polizeiwachen. Sie hatte immer weniger Daten zu verarbeiten, auszudrucken, abzulegen. Nie zuvor hatte es keine Warteschlange im System gegeben. Obwohl sie die einzig verbleibende Statistikerin war, vergingen jetzt manchmal halbe Tage ohne eine Meldung von der Außenwelt. Sie drückte auf *Aktualisieren*, bis ihre Fingerspitze schmerzte. Zum ersten Mal seit vielen Jahren war sie zur Untätigkeit verdammt.

Die Idee kam schleichend, so wie es Ideen bei Etta Hoffmann immer taten. Das EWSD bildete eine einzigartige Schnittstelle im System der Regierungsorgane, da es die internen Datenbanken der statistischen, medizinischen und polizeilichen Bundesbehörden miteinander verknüpfte. Die EWSD-Belegschaft mochte auf der Washingtoner Hackordnung nicht allzu weit oben stehen, hatte aber abgesehen von den Nachrichtendiensten den uneingeschränktesten Zugriff auf die digitalen Nebenstellen des Regierungsapparats. Diese virtuellen Zugänge waren zwar oberflächlich, dafür aber zahlreich. Im Lauf der Jahre hatte Hoffmann einen flüchtigen Blick darauf geworfen, so wie sie auf die Flure geblickt hatte, die sie nicht zu erforschen gedachte.

Sie erinnerte sich an einen Statistiker, der vor acht Jahren geäußert worden war, weil er den Slogan REDSKINS VOR! heimlich

auf die Homepages der NASA, der Forstbehörde, des Patentamts, der Behörde für Lebensmittelsicherheit und, am allerschlimmsten, des Bundesamts für indianische Angelegenheiten geschmuggelt hatte. Dem darauffolgenden aufgeregten Tratsch im Büro hatte Hoffmann sich nicht angeschlossen. Aber sie war ja nicht taub. *Sie war nicht taub.*

Die Seiten anderer Bundesbehörden zu manipulieren war streng verboten. Nur war niemand mehr da, der sie dafür bestrafen konnte. Eigentlich hätte es ihr unmöglich sein sollen, auf die Systemsteuerung anderer Behörden zuzugreifen, aber die meisten EWSD-Angestellten waren geflohen, ohne ihre Rechner herunterzufahren. Wie bei so vielen Bundesbehörden war auch hier die Technik veraltet, was bedeutete, dass sich Computer im Schlummerzustand nicht automatisch ausloggten. Seit Wochen hatte Hoffmann die Daten auf den ungesicherten Laufwerken geplündert.

Hoffmann vermutete den größten Schatz im Passwortmanager einer Leitenden Statistikerin namens Annie Teller. Sie erinnerte sich noch an Annie Teller. Schwarz, groß gewachsen, athletisch, britischer Akzent, farbenfrohe Kleidung, ein leichtes Hinken, die dunklen Augen scheinbar immer auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet. Sie schien niemanden zu bemerken, der ihr entgegenkam. Sagte so gut wie nie Hallo. Da Hoffmann es hasste, wenn jemand sie begrüßte, war Annie Teller ihre liebste Begegnung auf dem Flur gewesen.

Hoffmann machte sich daran, Annie Tellers persönliche E-Mails in einem neuen Browserfenster auszuwerten. Annie Teller hatte keine Schlagwörter gespeichert, und eine Suche nach »Passwort« blieb ergebnislos, also hatte Hoffmann keine andere Wahl, als sämtliche Mails durchzulesen. Das machte ihr nichts aus. Einmal hatte eine Frau ihre Handtasche auf der EWSD-Toilette vergessen, und Hoffmann hatte sich jeden Gegenstand darin genau angesehen, während sie auf dem Klo saß. Sie wusste, dass derartige Verhalten allgemein als »Verletzung der Privatsphäre« bezeichnet wurde, hatte aber nie das Gefühl gehabt, jemanden zu verletzen.

Sie war, wie es auch in ihrer Jobbeschreibung stand, Statistikerin, die Informationen sammelte, Daten katalogisierte und objektive Schlüsse zog.

Annie Teller hatte eine Menge private Mails bekommen und versendet. War das so üblich? Allein ein bestimmter Austausch mit zwei Freundinnen bezüglich Musikempfehlungen erstreckte sich über mehr als dreihundert Nachrichten. Auf ihrer Jagd nach Passwort-Hinweisen notierte Hoffmann sich die Namen der Musiker, die Annie Teller am häufigsten erwähnte, ihres Lieblingsessens, ihrer Lieblingsfilme. Annie Teller schien eine große Zahl an Nichten und Neffen in Großbritannien und in den USA zu haben. Hoffmann notierte sich auch deren Namen. Annie Teller hatte vor ein paar Jahren eine Wirbelsäulenverletzung erlitten. Hoffmann notierte sich den Namen der Chiropraktikerin, mit der Annie Teller sich angefreundet hatte.

Abrechnungsbelege: Es waren Tausende. Digitale Musik, Kleidung, Schuhe, Körperpflege, eine überraschende Anzahl von Bilderrahmen – Hoffmann stellte sich vor, dass Annie Tellers Haus von oben bis unten mit Bildern von Freunden, Geschwistern, Großeltern, Nichten und Neffen aus zwei Ländern zugepflastert war. Annie Teller schien keine Haustiere zu haben, das war ungünstig. Selbst Hoffmann wusste, dass Haustiernamen als mögliche Passwortkandidaten Gold wert waren.

Annie Teller war Single. Es gab ein paar Besuche auf Dating-Webseiten sowie mehrere Mails von Bekanntschaften, die sich auf die physische Welt erstreckt hatten. Einige waren explizit sexuell, manche in einem verspielten, koketten Tonfall verfasst, der ganz und gar nicht nach Annie Teller klang, manche wütend und komplett in Großbuchstaben gehalten, manche tieftraurig und voller Rechtschreibfehler. Nichts davon schien von passwörtlicher Relevanz zu sein.

Eine Beziehung war eindeutig ernster gewesen als der Rest. Die Frau hieß Tawna Maydew. Annie Teller hatte Tawna Maydew im Disney World in Florida kennengelernt. Die Erwähnung dieses Vergnügungsparks reichte aus, damit sich Hoffmann der Magen

umdrehte. So viele fremde Menschen, die sich Bauch an Rücken in unvermeidliche Schlangen zwängten und gemeinsam langsam vorwärtskrochen – sie konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen. Annie Teller schien sich dort allerdings mit einer ihrer Nichten köstlich amüsiert zu haben – nicht zuletzt, da sie in einem Fahrgeschäft namens *Tower of Terror* neben Tawna Maydew gesessen hatte. Aus dem Kontext der Mails konnte sich Hoffmann erschließen, dass diese Attraktion offenbar einen abstürzenden Fahrstuhl simulierte, was entsetzlich klang, aber anscheinend eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Fahrgästen auslöste.

Die ersten Mails zwischen Annie Teller und Tawna Maydew waren kurz und zaghaft. Annie Teller: *Hoffe, du bist wieder gut in L.A. angekommen – wollte mich nur bedanken, dass du bei Disney so eine gute Gesellschaft warst!* Tawna Maydew: *Aber gerne doch, Limey! Hat deine bezaubernde Nichte den Fleck rausbekommen?* Annie Teller: *Hahaha! Ich fürchte, das Hemd müssen wir verbrennen. Hab übrigens deinen Rat angenommen und mich bei dieser Seite angemeldet. Ist echt schwer, schöne Klamotten zu finden. Ich bin zu groß! Werde Bericht erstatten, wie's läuft!* Tawna Maydew: *Von wegen zu groß – perfekt. Außerdem hast du Schultern wie ein Laufsteg-Model (und den passenden Akzent). Steh dazu, Schätzchen.*

Was alte Fernsehsendungen anging, so mochte Hoffmann die Romanzen am wenigsten. Nicht nur lösten sie in ihr keinerlei wohlige Gefühle aus, sie fühlte sich obendrein vage bedroht von der schroffen Körperlichkeit, mit der größere Männer über kleinere Frauen hereinbrachen. Jetzt fragte sie sich, ob das der Grund dafür sein konnte, dass sie eine ungewöhnliche Anteilnahme an der aufkeimenden Beziehung zwischen Annie Teller und Tawna Maydew verspürte. Annie Teller war die Größere der beiden, obwohl Tawna Maydews Selfies, von denen es eine ganze Menge gab, ebenfalls eine stattliche Frau zeigten: eine blasse, blonde Dame nordischen Typs mit strammen Waden und ordentlich Bizeps. Selbst wenn Annie Teller auf Kraftausdrücke zurückgriff,

um ihrem Frust über Karriere oder Leben Luft zu machen, war da eine Ehrlichkeit in ihrer Kommunikation, die in dem stets etwas gestelzten Austausch mit Männern von verschiedenen Dating-Seiten gefehlt hatte.

Sie liebten einander. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis sie sich das eingestehen konnten. Tawna Maydew schickte Bilder von all den Orten, die sie in L.A. gemeinsam besuchen könnten – grüne Hügel, verschnörkelte Kinos, ihr Bett. Achtzehn Monate nach Beginn ihrer E-Mail-Beziehung schickte Tawna Maydew einen Schwall Fotos von den La Brea Tar Pits. Sie waren bei Nacht aufgenommen, und die Straßenlaternen von Los Angeles spiegelten sich im blubbernden Teer. So etwas hatte Hoffmann noch nie gesehen, phantasmagorisch und unwirklich, aber doch so greifbar wie der Tisch, an dem sie gerade saß. Tawna Maydew: *Nur eine Straße von meiner Wohnung entfernt. Wir können uns neben den klebrigen Ruinen der Frühzeit küssen!* Annie Teller: *Können wir das zu unserem Notfallplan erklären? Wenn die Welt in zäher Finsternis versinkt, treffen wir uns am Ufer von La Brea!* Und schnell wurde das zu ihrem Standardwitz, wenn die Pläne für ein Wiedersehen mal wieder durchkreuzt wurden. *Na ja*, schrieb eine der beiden dann immer, *aber La Brea kann uns keiner nehmen.*

Hoffmann war sich ziemlich sicher, dass dies der einzige Insiderwitz war, den sie je begriffen hatte. Plötzlich wünschte sie nichts sehnlicher, als dass sich diese beiden liebeskranken Frauen wirklich wie geplant bei La Brea trafen, jetzt, da die Welt tatsächlich in zäher Finsternis versunken war. Wäre ihre Geschichte eine alte Fernsehserie gewesen, und sei es eine Romanze, Hoffmann hätte alle Staffeln förmlich verschlungen.

Die Erfolgsaussichten dieses Unterfangens waren jedoch ver-schwindend gering, auch das war ihr klar. Washington und Los Angeles trennten zweitausendsechshundertvierundsiebzig Meilen. Annie Teller mit ihrem charakteristischen leichten Hinken hatte das EWSD-Gebäude zusammen mit den meisten anderen Angestellten am Nachmittag des 24. Oktober verlassen, als Flüge bereits zu Hunderten gestrichen wurden. Auf den Fernstraßen

sah es noch schlimmer aus. Die Autos würden eher zu Rost zerfallen, als dass sich diese Staus wieder auflösten. Hoffmann ging davon aus, dass Annie Teller in ihrem Haus gestorben war, wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes, wahrscheinlich schreiend, während ihre eingerahmten Liebsten lächelnd zugeschaut hatten.

Etta Hoffmann war nie wirklich traurig, aber dieser Gedanke brachte sie nahe dran. Auf ihrer Expedition in Annie Tellers alltägliche Kleinigkeiten hatte sie zum ersten Mal im Leben die ungefilterten Gefühle eines anderen Menschen begriffen, die nackten Unsicherheiten, ungeschönten Sehnsüchte und verzwickten Widersprüche. Es war wie bei *Das ist Ihr Leben*, nur dass es wirklich um etwas ging. Annie Teller hatte tief in Hoffmann etwas berührt, wovon sowohl ihre Eltern als auch ihre Kinderpsychiater überzeugt gewesen waren, dass es unerreichbar sei.

Hoffmann verspürte ein ungekanntes Gefühl von Verlust, als sie endlich Annie Tellers Hauptpasswort enträtselt hatte. Es lautete »LaBr3aTarP1t\$«. Annie Teller hatte es vor Jahren zum ersten Mal bei den Kundenkonten für diverse Shoppingseiten benutzt. Später hatte sie es nicht mehr verwendet, vielleicht, weil es zu emotional aufgeladen war. Für Annie Teller waren die La Brea Tar Pits ein unerfülltes Ziel, Hoffmann hingegen öffnete *LaBr3aTarP1t\$* alle Türen. Es entspernte Annie Tellers Passwortmanager, den Schlüssel zu allen anderen Schlüsseln.

Die meisten Regierungsseiten waren noch immer online, wenn auch seit Wochen nicht mehr aktualisiert. Mit Annie Tellers Passwortfundus konnte Hoffmann auf die Seiten mehrerer Dutzend Behörden zugreifen. Tagelang brütete sie über der Frage, was sie schreiben sollte. *REDSKINS VOR!* schien eher unpassend. Ihr erster Gedanke war, ausführliche Angaben zu hinterlassen, wie und wo man auf das EWSD zugreifen und es aktivieren konnte, damit die Menschen ihr wieder Daten schicken konnten. Dies war wichtig, davon war sie überzeugt, um die neue Weltordnung auch nach Null-00:00 zu dokumentieren.

Annie Teller und Tawna Maydew schafften es, Hoffmann umzustimmen. Wer überhaupt irgendwo einen Online-Zugang fand,

